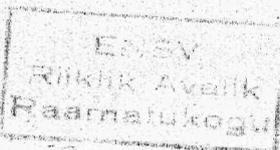


Ausgegeben den 1. Februar 1892.

Baltische Monatschrift.

XXXIX. Band.

2. Heft.



Inhalt.

	Seite
Theodor Storm. Von C. S.	75
Erinnerungen des Bibliothekars Emil Anders. Von L. v. Schroeder. (Fortsetzung.)	89
Der Prinz von Somburg und seine Beziehungen zu Kurland. Von A. Seraphim. (Schluß)	106
Erinnerung an die Heimath. Von Dorothea Herzogin von Kurland	120
Miscellen. (Zu Beginn der 60er Jahre)	121
(Karl Ernst von Baers hundertjähriger Geburtstag.) (Von B. v. S.)	123
Bücherschau. (B. Wittschewsky, Die Zoll- und Handelspolitik Rußlands während der letzten Jahrzehnte.) (Von T. . . . n.)	126
Mittheilung der Redaction	128

Abonnements

nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. — Preis pro Jahrgang von
ca. 50 Bogen (12 Hefte) 6 Rbl. 50 Kop., mit Postversendung 7 Rbl. 50 Kop.

Reval, 1892.

In Commission bei F. Kluge.

Riga: Alexander Sieda.

Leipzig: Rud. Hartmann.

Beiträge und Briefe für die Redaction sind an Herrn Arnold v. Tiedeböhl
in Riga, Weidendam Ar. 8, zu richten.



Theodor Storm.

Ein Dichter und Patriot.

Nur nicht langer Zeit feierte das deutsche Volk in einmüthiger Begeisterung den Gedenktag des Dichters von „Leyer und Schwert“, und weit über die Grenzen des deutschen Reiches hinaus nahm man Antheil an dem wieder im Vordergrund des Denkens und Fühlens der Nation stehenden Jüngling, der nicht nur zu singen und zu sagen, sondern auch zu sterben gewußt hatte. Beim Lesen der Berichte über die ernstpatriotische Feier stieg in uns das Lebensbild eines anderen Dichters auf, der für die warme Gesinnung, welche er seinem Heimathlande entgegenbrachte, zu leiden, ja das herbe Weh des Exils zu durchkosten hatte, dem dann aber, glücklicher als dem in der Blüthe der Jahre Dahingefunkenen, den Anbruch schönerer Tage, die Sonne der Freiheit, zu erleben ein gütiges Geschick beschieden hat: Theodor Storm.

Wem von den Lesern dieser Zeitschrift ist der Name Storms als der eines der ersten deutschen Novellendichter unbekannt? Es ist wohl nicht zu viel gesagt, daß seine Novellen und Erzählungen, in denen er — fast immer auf dem Untergrunde seiner schleswig-holsteinischen Heimath — die Tiefen und Höhen des Menschenherzens zu ergründen unternimmt, Gemeingut der gebildeten Deutschen geworden sind. Sind sie doch eingekleidet in eine Sprache, die einen wunderbaren, zu Herzen gehenden Zauber hat, ja oft wie Musik ertönt, und reden sie nicht zu uns so tief ergreifend und erschütternd? Von der lieblichen, den Duft der Erica und Veilchen ausströmenden, aber auch alle Schwächen einer Jugendarbeit tragenden Erzählung „Immensee“ zieht sich eine lange Reihe in Form und Inhalt immer vollendeter

werdender Dichtungen. Sei es, daß er, wie in „Auf der Universität“, den Untergang eines schönen Mädchens, oder in „Auf dem Staatshof“ die unselige Liebe eines jungen reinen Geschöpfes zu einem elenden Wüstling schildert, sei es, daß er in «*Viola tricolor*» der Geschichte einer zweiten Frau, eines Stiefmütterchens, eine Selbstbefreiung (wie er selbst mit Anwendung eines Goetheschen Wortes sagte) dichtete, oder in der Novelle „Waldwinkel“, über der eine schwüle, fast elektrische Stimmung ruht, das Unglück der Ehe eines alternden Mannes und eines jungen Mädchens vor Augen führt, oder aber in dem wundervollen „Psyche“ das Künstlerleben zum Vorwurf genommen, oder endlich in „Schimmelreiter“ eine Nordseesage aus seiner Heimath künstlerisch gestaltete, stets weiß er Töne anzuschlagen, Saiten anklingen zu lassen, wie es nur gottbegnadete Dichter vermochten: doch nicht von Storm, dem Novellendichter, soll hier die Rede sein, sondern von den anderen Dichtungen des schleswig-holsteinschen Poeten und namentlich von seinen Lebensschicksalen.

Um ihn verstehen zu können, um ihn voll zu würdigen, müssen wir das Land, wo seine Wiege gestanden, vor uns emportauschen lassen, denn wenn von Einem, so gilt von ihm das Wort: „Willst den Dichter du versteh'n, mußt in Dichters Lande geh'n.“

Dort, wo an der Westküste Schleswig-Holsteins Nordfriesland beginnt mit seinen von den Wogen der wildbrandenden Nordsee umspülten Inseln und Halligen, liegt das Städtchen Husum, in dem am 14. September 1817 dem Advocaten Johann Casimir Storm und seiner Gattin Lucie, geborenen Woldsen, der erste Sohn geboren wurde: Hans Theodor Woldsen-Storm. Die Natur, in der er aufwuchs, die Luft, die er einathmete, die Dinge, welche er um sich sah, waren keineswegs außergewöhnlich; keine himmelanstrebenden Berge, keine süddeutschen Landschaftsbilder reizten seine Sinne. Aber die einfache, dem tieferen Gemüth doch schön erscheinende Heimath wirkte still und deshalb um so nachhaltiger auf sein empfängliches Herz, das mit jedem Friesen eine innige, fast schwärmerische Liebe zum Vaterlande gemein hatte. Klaus Groth sagt nicht mit Unrecht von Storm, das Holstenheimweh habe ihn zum Dichter gemacht, die schöne Sehnsucht nach „zu Hause“ sei der Pulsschlag in seinen Gestalten und Dichtungen:

Nord und Süd — Die Welt ist wit!

Ost und West — To Hus ist best.

Früh schon trieb es den Knaben aus dem alten finsternen Städtchen hinaus zu Wanderungen ins Freie. Nach Süden zu erstreckte sich die Marsch, fetter, dem Meere in ewigem Kampfe abgerungener Boden, durch mächtige Deiche gegen das immer wieder anstürmende Element geschützt. „So weit das Auge reicht, eine schöne grüne Wiese, auf der unzählige Kinder

weiden. Dazu das Lärmen der immer lebendigen Staare und hoch oben unsichtbarer Lerchengesang.“ Nach Landesweise lernte er mit dem Springstoß, „Klinwerstoß“ über die Wassergräben setzen, und blickte er dann aufathmend zurück, so sah der Knabe die schlanken Thürme seiner alten Vaterstadt, von der Sonne freundlich bestrahlt, in der Ferne funkeln.

Nordwärts von Husum breitete sich die sandige Geest aus, „ohne Wälder und Bäume, nur selten mit Schwarzdorn- oder Weißdornbüschen auf den niedrigen Wällen, welche die einzelnen Felder von einander scheiden“. Dorthin lockte es den Knaben besonders oft, dort lag ja die Haide. In der Schwüle eines Julitages hat er sie uns schauen lassen in braunviolettem Schimmer; umgaukelt von Argusfaltern, durchzogen vom Blüthenduft der Erica:

„Es ist so still; die Haide liegt in warmem Mittagssonnenstrahle,

Ein rosenrother Schimmer fliegt um ihre alten Gräbermale;

Die Kräuter blüh'n; der Haideduft steigt in die blaue Sommerluft.“

Wie oft hat er hier im Haidekraut gelegen und geträumt, hier, wo der ganze Zauber der Einsamkeit ihm so bestrickend nahe trat. — Neben der Haide war es die Nordsee, die des Knaben Gemüth und Phantasie erfüllten. Wenn er Abends schlafen ging, hörte er das dumpfe Brausen der Nordsee, die in der Ferne an die Deiche brandete, ihr melancholisch eintöniges Tosen wiegte ihn in Schummer. Wie oft stand er im Frühling dort oben auf den Deichen und blickte hinaus auf die weite, weite Meeresfläche.

Frisch und erquickend, wie die Eindrücke seiner Heimath, sind ihm auch die Bilder der Menschen geblieben, die seine Wiege umstanden, seine Kinder- und Knabenjahre behütet haben. Sein Urgroßvater sollte nach alter Tradition ein Pole gewesen sein, der wegen eines Duells hatte flüchten müssen. Auch von der ausgesprochenen Vorliebe des Stammvaters für gebratene Froschschenkel hörte Storm mit geheimem Entsetzen. Dessen Tochter war unseres Theodor Storm Großmutter. Sein Vater stand ihm als ein kleiner, schwächtiger Mann von leidenschaftlichem Gemüth und doch tiefer Gemüthsinnigkeit, die er aber immer zu unterdrücken bemüht war, damit sie ihn nicht übermannte, vor Augen. Ein Freund des Hauses berichtet den charakteristischen Zug, daß der Vater in den letzten neun Jahren, als er nur vier Häuser weit von unserem Dichter und etwas weiter von dem jüngeren Sohne wohnte, nicht öfters als zweimal bei jedem von ihnen gewesen sei: er fürchtete eine Ueberwältigung seines Gefühls, wenn er das Heim seiner Kinder beträte. In entsagungsvoller Arbeit sah er die Aufgabe seines Lebens. Seine Frau, die aus dem in Husum hochangesehenen Senatoren-geschlecht der Woldsen stammte, war, ganz wie die Frau Rath Goethe, sonnig, heiter, für Natur und Kunst offen und empfänglich; doch auch bei ihr war

es nicht Sitte, ihren Kindern mit stürmischer Zärtlichkeit zu nahen, so daß der Dichter sich nicht entsinnt, jemals von ihr umarmt oder geküßt worden zu sein. Eine der liebsten Personen seiner Jugend war die Senatorin Feddersen, seine mütterliche Urgroßmutter, eine feine, edle Frau, deren schattenhafte, ehrwürdige Gestalt so oft in seine Novellen hineinspielt. In ihrem Garten mit dem mächtigen Gaisblattstrauch, seinen Ahorn- und Silberpappelbäumen, den geradlinigen Rabatten weilte der Knabe gern, noch mehr aber heimelte ihn das alte Haus selbst an: „In allen Winkeln und auf allen Dielen,“ schildert er es in einer Novelle, „lagen die Schatten vergangener Dinge; von Allen, die einst darin lebten und starben, war eine Spur zurückgeblieben; uns, die wir ihres Blutes waren, trat sie überall entgegen und gab uns das Gefühl des Zusammenhanges mit einer großen Sippchaft. Denn auch die Todten gehörten mit dazu; ja einige von uns wollten wissen, daß das Leben Jener noch nicht ganz vorüber sei, daß es zuweilen in Nächten oder in einsamer Mittagsstunde sich den Enkeln kund zu geben ringe.“ — Das Gefühl der Vergänglichkeit mit seinem wehmüthigen Zauber wehte ihm entgegen, wenn er oben bei der Urgroßmutter oder den Großeltern kramen durfte und die Perrücken und Haarbeutel, die alten Fächer und Bräutigamsmanschetten und manch anderer Raritätenkram sich seinen Kinderaugen entfaltete. Gern saß er mit den Geschwistern zu den Füßen der alten Frau, die gar wundersam von alten Zeiten zu erzählen verstand, „wo man noch nicht Alles besser wissen wollte, als die Majestäten und ihre Minister; und wer seine Nase in die Politik steckte, den hießen wir einen Kannegießer, und war's ein Schuster, so ließ man die Stiefeln bei seinem Nachbar machen“. Noch besser gefielen den Kindern die Märchen von Lene Wies; „die Scheherezade seiner Jugend“, die ihm die Lust des Fabulirens ins Herz gesenkt, nennt der Dichter die alte Frau mit dem blatterzerrissenen Gesicht und den schönen braunen Augen. In einem Gedenkblatt hat Storm der Alten und ihrem von Levkohenduft und Heimchenzirpen erfüllten Wohnstübchen, wo er die schönsten Geschichten seines Lebens gehört, später ein Denkmal gesetzt: „Und wie sie erzählte! Plattdeutsch, in gedämpftem Ton, mit einer andachtsvollen Feierlichkeit, und mochte es nun die Sage vom gespenstigen Schimmelreiter sein, der bei Sturmfluthen Nachts auf den Deichen gesehen wird und, wenn ein Unglück bevorsteht, mit seiner Währe sich in den Bruch hinabstürzt, oder mochte es ein eigenes Erlebnis oder eine aus dem Wochenblatt oder sonst wie aufgelesene Geschichte sein, Alles erhielt in ihrem Munde sein eigenthümliches Gepräge und stieg, wie aus geheimnißvoller Tiefe, leibhaftig vor den Hörern auf. Oftmals griff die alte Mutter in ihr Rad und ließ es still stehen, oder nickte aus seiner Ecke Johann Wies behaglich blinzeln herüber und dazu tickte die Uhr und

fangen aus der Ofenwand die Heimchen; mitunter an Herbstabenden — und dann wars am aller schönsten — rauschten auch noch von ferne die Lindenbäume, die drüben jenseits der Gasse hinter einer Gartenplanke standen — wie weit dahinter lag dann die ganze Alltagswelt.“

Unter diesen Verhältnissen, in dieser Natur, unter der Obhut so vorzüglicher Menschen ist der Dichter allmählich herangereift. Sein Herz war erfüllt von warmer Liebe zu der Stadt, wo er geboren, zu seiner scheinbar so schmucklosen Heimath, die ihm, der recht zu sehen verstand, von unendlichem Zauber umwoben war. Von ihr galt es jetzt sich loszumachen, da der Vater beschloß, ihn, der soeben die vierklassige Gelehrtenschule seiner Vaterstadt durchgemacht, nach Lübeck aufs Gymnasium zu geben. In Husum war die deutsche Poesie gar stiefmütterlich behandelt worden, und obgleich der Knabe so manches Gedicht bereits damals „verbrach“, bekennt er doch selbst, daß seine literaturhistorischen Kenntnisse sehr geringe gewesen, er z. B. als Primaner noch Uhländ für einen mittelalterlichen Minnesänger gehalten habe. Das lübecker Gymnasium stand damals in hoher Blüthe. Geibel hatte die Schule bereits absolvirt, als Storm eintrat, aber in den Ferien lernten sich beide junge Poeten kennen. Durch ihn und seinen Freund Ferdinand Röse, einen liebenswerthen, edlen Menschen, der allzu früh gestorben, wurde Storm zuerst wirklich in die deutsche Dichtung eingeführt, von der er bis auf einige Schillersche Dramen nichts kannte. Es war in dem Zimmer bei Röse, in dem nicht einmal ein Sopha stand, das aber mit seinen breiten Fensterbänken, mit dem alten Hausrath und allerlei Büchern Storm der behaglichste Raum schien, wo sich das Ereigniß vollzog. „Nie werde ich,“ erzählt der Dichter selbst, „den Spätherbstabend vergessen, an dem mich Röse in Heines mir noch unbekanntes „Buch der Lieder“ einweihte. Aus dem verschlossenen Glasschrank, der den Obertheil einer Schatulle bildete, nahm er das Exemplar auf schlechtem Druckpapier, und während wir am warmen Ofen saßen und draußen der Wind durch die Schiffstau sauste, begann er mit gedämpfter Stimme zu lesen: „Am fernen Horizonte“, „Nach Frankreich zogen zwei Grenadier“, „Ueber die Berge steigt schon die Sonne“, und so eins nach dem anderen, zuletzt: „Wir saßen am Fischerhause und schauten nach der See“. Ich war wie verzaubert von diesen stimmungsvollen Liedern, es ward Morgen und es nachtete um mich und als er endlich, fast heimlich das Buch fortlegend, schloß: „Das Schiff war nicht mehr sichtbar, es dunkelte gar zu sehr“, da war mir, als seien die Thore einer neuen Welt vor mir aufgerissen worden.“ — Bald darauf machte Storm sich an Goethes „Faust“, dessen Gedankentiefe und herrlicher Rhythmus ihn mächtig bewegte, las Uhländ und machte die für seine Dichtungen hochbedeutende Bekanntschaft mit Eichendorffs Schöpfungen.

„Eichendorff, Heines „Buch der Lieder“ und Goethes „Faust“,“ sagt Dr. B. Schütz, des Dichters neuester Biograph, dessen Buch nicht warm genug empfohlen werden kann, „ist dann die poetische Trias geworden, die am tiefsten und nachhaltigsten auf ihn gewirkt hat.“

Das Universitätsleben in Kiel, wohin Storm 1837 zog, behagte dem feinbesaiteten Jüngling nicht: der Unterschied zwischen der durchgeistigten Atmosphäre in Lübeck und dem, wenn auch innerlich gesunden, so doch oft roh erscheinenden und öfters noch am Aeußerlichen haftenden Studententreiben trat allzu grell hervor, und der kneipende, paukende Student konnte Storm nicht recht zusagen, obgleich er in kleinem Kreise froh und übermüthig zu sein verstand. Dem Studium der Jurisprudenz widmete er sich nach seines Vaters Wunsch und auch gern, wenngleich er offen gestand, daß er dem „räthselvollen Capitel der Correalobligationen“ keinen sonderlichen Geschmack abgewinnen könne. Ostern 1838 vertauschte der Student Kiel mit Berlin, von wo er, ohne gerade großen Gewinn mitzubringen, nach drei Semestern nach Kiel zurückkehrte. Und nun fand er — schon dem Examen nahe — das, was er so schmerzlich vermißt hatte, einige gleichgesinnte Freunde, unter denen in erster Linie die beiden Gebrüder Theodor und Tycho Mommsen zu nennen sind. Beide waren, obgleich etwas jünger an Jahren als Storm, doch gereifter und entwickelter, beide stammten gleich unserem Dichter aus Friesland. Poetische Liebhabereien brachten sie zusammen, und bald schienen sie unzertrennbar. Als Denkmal ihrer Freundschaft sandten sie 1843 das „Liederbuch dreier Freunde“ in die Welt. Von Theodor Storm rühren darin etwa 40 Gedichte her: Eichendorff, Heine und Mörike, dessen lyrische Weisen tief auf ihn wirkten, sind die Meister seiner Poesie.

Mit dem Erscheinen des Liederbuches nahm die Universitätszeit ein Ende; nach bestandnem Examen ließ sich Storm in seiner Vaterstadt Husum als Advocat nieder. Dieser Beruf, obgleich er ihm genug Arbeit gab, bereitete ihm manche Leiden. Doch was wollten die kleinen Widerwärtigkeiten des Berufs gegenüber dem reichen Glück, das ihm hier in seiner neugegründeten Häuslichkeit erwuchs. Sein „Mühsüßchen“, Constanze Eszmarck, aus dem kleinen holsteinischen Städtchen Segeberg, aus dessen altem Kloster in grauer Vorzeit Livlands Apostel zur Düna gezogen, führte er im Herbst 1847 als Lebensgefährtin in sein Haus, eine Frau seltener Art, eine von jenen erlesenen weiblichen Naturen, die, an Leib und Seele in idealem Stil geformt, auch in der Berührung mit der Plage und Sorge des Alltagslebens sich jenes Gepräge rein und unverwischt durchs Leben zu retten wissen. „Noch in ihren dreißiger Jahren, als Mutter von sechs Kindern, war in ihrer Erscheinung, der hohen, reinen Stirn, den großen, grauen Augen, dem feinen Munde, der hohen vollen Gestalt und dem herrlichen

Klang ihres Alt in Sprache und Gesang jener Zauber der anscheinend unverlierbaren Jugend geblieben, der freien und wahrhaft adeligen Schöne, über welchen die körperlichen Spuren der Jahre und dessen, was diese in Leid und Mühsal gebracht haben mochten, keine störende Macht üben konnten.“ „Sie war schön,“ sagte einmal der Dichter selbst; „wenn sie ins Zimmer trat, war mir immer, als ob es heller würde.“ So wurde unserem Dichter das Glück der Liebe in vollstem Maaße zu Theil.

Bezeichnend für den frohen Lebensmuth der damaligen Jahre ist das herrliche Octoberlied, mit das Schönste seiner Art:

Der Nebel steigt, es fällt das Laub —
 Schenk' ein den Wein, den holden!
 Wir wollen uns den grauen Tag vergolden, ja vergolden!
 Und wimmert auch einmal das Herz —
 Stoß an und laß es klingen!
 Wir wissen's doch, ein rechtes Herz ist gar nicht umzubringen!
 Wohl ist es Herbst, doch warte nur,
 Doch warte nur ein Weilchen,
 Der Frühling kommt, der Himmel lacht, es steht die Welt in Weilchen.
 Die blauen Tage brechen an,
 Und ehe sie verfließen,
 Wir wollen sie, mein wack'rer Freund, genießen, ja genießen!

In die Zeit seines jungen Eheglücks weist auch ein kleines Gedicht von wunderbarer Feinheit und Prägnanz:

Klingt im Wind ein Wiegenlied, Sonne warm herniedersteht,
 Seine Aehren senkt das Korn, Rothe Beere schwillt am Dorn,
 Schwer von Segen ist die Flur — Junge Frau, was sinnst du nur?

Es waren schöne Tage, die dahingingen, Tage, in denen neben dem häuslichen Glück und der Musik, von der Storm einmal sagt, „sie löse alles Erdenleid in Wohlklang“, die literarische Beschäftigung und die Dichtung ihr Recht behielten. Neben der Leitung des hufumer Gesangsvereins füllten seine Mußestunden die mit Mommsen gemeinsam unternommenen Sammlungen der Sagen und Märchen Schleswig-Holsteins aus. Unter den Dichtungen jener ersten hufumer Zeit steht aber auch so manche, welche im seltsamen Gegensatz zu dem ihn umgebenden Glück die Vergänglichkeit ins Auge faßt, nicht etwa bitter und verzagt, sondern in wehmüthiger Resignation. Hier in Husum entstand auch die oben bereits erwähnte Novelle „Jimmensee“, welche seinen Ruhm begründet hat und, in 30 Auflagen verbreitet, als das Muster der Erinnerungsnovelle, der Resignationsgeschichte hinzustellen ist. Wer das Büchlein gelesen und in jungen Jahren mehr denn einmal gelesen, hat sich dem Zauber nicht entziehen können, der über dem Jugendleben Elisabeths

und Reinhard's liegt; wer kann jene duftigen Lieder vergessen, die hineingestreut sind, wie „Hier an der Bergeshalde verstummet ganz der Wind“, oder jenes tieftraurige: „Meine Mutter hat's gewollt, den Andern ich nehmen sollt!“ Mag vieles überschwänglich scheinen, es geht ein wunderbar ergreifender Zug durch die Träumereien des altgewordenen Reinhard. Noch als Greis bekannte Storm:

Aus diesen Blättern steigt der Duft des Beilchen,
 Das dort zu Haus auf unsern Haiden stand
 Jahr aus, Jahr ein, von welchem Keiner wußte,
 Und das ich später nirgend wieder fand.

Reichere Klänge hat Storm später gefunden, lebensvollere Gestalten geschaffen, tiefer in seelische Zustände und Entwicklungen uns blicken lassen, aber der Zauber der Sprache, der vibrirende Ton der Innigkeit ist unerreicht geblieben: Jümmensee ist ein Gedicht in Prosa.

Während also in harmonischer Thätigkeit die Tage sich abspannen, zogen sich schwere Wolken am Horizont zusammen, bereiteten sich Dinge vor, die mit der Heimath auch Storm persönlich aufs Härteste treffen mußten: der Kampf der Elbherzogthümer gegen die dänischen Präentionsen; Schleswig-Holstein war ursprünglich das loyalste Land, das erst durch eine ganze Kette drückender Maßnahmen in die Opposition gedrängt wurde. Bereits 1830 hatte der Landvogt von Sylt, Uwe Jens Lornsen, eine kleine Schrift über die Verfassung der Herzogthümer erscheinen lassen, die aber den Boden noch nicht vorbereitet fand. Lornsen sah sich allein dem Bornkönig Friedrich VI. preisgegeben und fand, ein Märtyrer der verfochtene Sache, unvermögend, die Verbannung aus der geliebten Heimath zu tragen, am 13. Februar 1838 seinen Tod in den Fluthen des Genfer Sees. Ein Jahr darauf starb Friedrich VI., ihm folgte sein Vetter Christian VIII. und da dessen Sohn, der spätere Friedrich VII., kinderlos war, so stand das Erlöschen des dänischen Mannesstammes aus dem oldenburgischen Hause bevor. Damit war denn auch das Aufhören der alten Union zwischen Dänemark und Schleswig-Holstein rechtlich nothwendig, da in Dänemark die weiblichen Verwandten des letzten Königs, in den Herzogthümern das Haus Augustenburg erbberichtigt war. Letzteres anzuerkennen, war man in Kopenhagen keineswegs gewillt, und glaubte man hier kein besseres Bindemittel zu finden, als eine brutale Danisirung. Auf die dringenden Vorstellungen der schleswig-holsteinischen Stände erklärte der König, er sei gewillt, Holstein eine neue Verfassung zu geben, Schleswig jedoch müsse mit Dänemark incorporirt werden. Eine ungeheure Bewegung durchzuckte nun das Land; „unter einer Krone Dach“ wollte die Doppelreiche sich auch fernherhin

entfalten, und allerorts im „meerumschlungenen“ Schleswig-Holstein klang es wie eine Losung: „Op ewig ungedeckt!“ Doch in Kopenhagen verstand man die Zeichen der Zeit nicht zu deuten: am 8. Juli 1846 sandte Christian VIII. seinen „berichtigten offenen Brief“ in die Welt, in welchem die Erbherzogthümer als integrierender Bestandtheil der dänischen Monarchie proclamirt wurden. Jetzt aber erwachte auch in Deutschland die begeisterte Theilnahme für die bedrohten Genossen, und Emanuel Geibels Protestlied: „Wir alle sind hier, alt und jung z.“ flog durch alle Gaue.

Das „Nie deutsches Land, trotz Spruch und Brief“ wurde zur allgemeinen Losung. Inmitten der sich steigenden Erregung starb Christian VIII. Sein wenig befähigter, gutmüthiger Nachfolger, Friedrich VII., konnte kaum was anderes, als seines Vorgängers Wege weiter gehen. Nun schritt man zu Thaten: unter dem Eindruck der französischen Februarrevolution constituirte sich in der Nacht vom 23./24. März 1848 in Kiel die „provisorische Regierung“, nahm durch einen Handstreich Rendsburg, und bald stand das ganze Land in Waffen. In Deutschland jubelte Alles den Muthigen zu, selbst der deutsche Bundestag, jämmerlichen Andenkens, erklärte den Kampf für einen legitimen und beauftragte Preußen mit dem Bundesschutz. Aber auf den kurzen Frühling folgte böses Wetter: diplomatische Einsprachen lähmten die preussisch-deutsche Kriegsführung, der Waffenstillstand von Malmö setzte den Operationen ein Ziel, und am 2. Juli 1850 erfolgte dann jener bekannte Friede, der die Herzogthümer den Dänen preisgab. Schleswig-Holstein war auf seine eigene Kraft angewiesen und entschloß sich, den Kampf allein fortzusetzen. Aber es kam anders: der neue Oberbefehlshaber, der frühere preussische Generalleutnant v. Willisen, wurde, ohne es zu wollen, des Landes böser Engel. Inconsequenz und Launenhaftigkeit waren im Hauptquartier zu Hause, die Offensive, die allein Rettung bringen konnte, vermied man ängstlich. Der 25. Juli brachte die Katastrophe, den Tag von Idstädt, wo Willisen die schon gewonnene Schlacht in unbegreiflichem Unverstand verloren gab; noch wäre die Scharte auszuweken gewesen, aber die sich immer steigende Unfähigkeit und Planlosigkeit verdarb Alles. Der am 12. September auf Mißfunde unternommene Angriff schlug fehl, der Sturm auf Friedrichstadt glich fast einem Verbrechen, in den Sümpfen und Gräben der Festung ertranken die Leute beim nächtlichen Sturm zu Hunderten. Ein Zug der Muthlosigkeit und Apathie ging jetzt durch Alle, man verlor den Glauben an des Landes Zukunft. Bald erschienen österreichische und preussische Commissarien, forderten im Namen des Bundes sofortige Entwaffnung, Rückzug der Trümmer der Armee hinter die Elbe, im Weigerungsfall drohten sie mit Execution des Bundes! Damit war das Schicksal der Geschlagenen zunächst besiegelt: stumm ergab man sich in sein Geschick und sah schweigend zu, wie

die Incorporirung Schleswigs betrieben wurde. Es waren das Tage, wo der Schleswig-Holsteiner nicht an sein Land denken konnte, „ohne daß ihm das Haar grau wurde“, Tage, von denen Geibel klagt:

Das treibt das Blut mir heiß ins Angesicht,
 Daß, wo ich schweifen mag im fremden Lande,
 Ich hören muß des deutschen Namens Schande,
 Und darf nicht sagen, daß man Lüge spricht,
 Ob mir vor Scham und Gram darob das Herz zerbricht.

Ach, da's um Treu und Muth bei uns gescheh'n,
 Da neigt' ihr Haupt und starb die deutsche Ehre —
 Fragt nach bei Schleswig zwischen Meer und Meere!
 Da liegt sie eingescharrt, die Winde geh'n
 Mit Pfeifen drüber hin! Wann wird sie aufersteh'n?“

Und Theodor Storm? Wie hat er das Leid seiner Heimath getragen?

Eine Reihe von Liedern, die zu dem Schönsten gehören, was an vaterländischer Poesie hervorgebracht, giebt uns Kunde von seinem Schmerz; sein Leben aber zeigt uns, daß er nicht nur zu dichten, sondern auch zu leiden wußte. Storm theilte anfänglich die hoffnungsfreudige Stimmung seiner Landsleute. Während der Ostern, da der Frühling übers Land zog, die Lerchen jauchzten, stand er am Gestade des Meeres:

Der Fluth entsteigt der frische Meeresdust;
 Vom Himmel strömt die gold'ne Sonnenfülle,
 Der Frühlingswind geht klingend durch die Luft
 Und sprengt im Flug des Schlummers letzte Hülle.

O wehe fort, bis jede Knospe bricht,
 Daß endlich uns ein ganzer Sommer werde;
 Entfalte dich, du gottgebor'nes Licht,
 Und wauke nicht, du feste Heimatherde!

Oft weilte er auch in Novembernächten, wenn das Meer aufgohr zu gischtbestäubten Hügeln, am Ufer und sah mit Jubel, wie die Wellen sich machtlos an den hohen Deichen brachen, und wie eine Verheißung für seine Heimath klang es ihm aus dem Tosen entgegen.

Das schwere Jahr 1850 brachte die Patrioten, auch den Dichter, um alle Hoffnungen. Als die Jbstädter Schlacht geschlagen, war er tief erschüttert; als die Braven gegen Friedrichstadt zogen und der dumpfe Kanonendonner bis ins stille Husum schallte, wand man im Städtchen Kränze, um sie den Siegern um Helm und Wehr zu winden. Doch schauerlich raffelten die Wagen mit den stöhnenden Verwundeten in dunkler Nacht durch die Straßen — statt Siegeskränze galt es die Gräber der Gefallenen zu

schmücken, denen das ewige Meer das ewige Schlummerlied sang. Ihnen, den Treuen und Tapferen, dichtete Storm ein tiefempfundenes „Gräber an der Küste“. Doch von den Todten wendet der Dichter seine Hoffnung zu den Lebenden. Er weiß es, es wird und muß anders werden; wenn auch der Rasen ihn decken mag, die Kinder wenigstens werden den Tag der Auferstehung ihrer Heimath erleben, aus seiner Söhne Augen Grund sah er der Heimath, der geliebten, Zukunft hoffnungsreich emportauchen. Als die Dänen am 1. Jan. 1851 auf dem Kirchhof zu Husum ein Monument errichteten, das den bei der Vertheidigung Friedrichstadts gefallenen Dänen geweiht war, schrieb der Dichter:

Sie halten Siegesfest, sie zieh'n die Stadt entlang,
 Sie meinen Schleswig-Holstein zu begraben.
 Brich nicht, mein Herz! noch sollst du Freude haben;
 Wir haben Kinder noch, wir haben Knaben,
 Und auch wir selber leben, Gott sei Dank!

So verlor er sich nicht in ödem Pessimismus, wenngleich der Zeiten „trauerschwarze Schwingen“ drückend genug lasteten, sie auch darin traurig waren, daß sie der Halben, Muthlosen, ja der offenen Verräther — wie immer — so manchen zeitigten.

Ich hab' es mir zum Trost erfonnen
 In dieser Zeit der schweren Noth,
 In dieser Blüthezeit der Schufte,
 In dieser Zeit von Salz und Brod:
 Ich zage nicht, es muß sich wenden,
 Und heiter wird die Welt ersteh'n,
 Es kann der echte Keim des Lebens
 Nicht ohne Frucht verloren geh'n.

Er weiß es, „durch den ganzen Himmel“ wird das reinigende Frühlingsgewitter rollen,

Dann wird es wirklich Frühling werden,
 Und hoher, heller, gold'ner Tag.
 Heil allen Menschen, die es hören,
 Und Heil dem Dichter, der dann lebt
 Und aus dem off'nen Schacht des Lebens
 Den Edelstein der Dichtung hebt.

In diesem Sinne entstand im Herbst 1850 auch das schöne Gedicht: „Und schauen auch von Thurm und Thore“. — Doch auch das feste Glück seines Hauses, in welchem er an der Seite von Frau Constanze Rath und Stärke gefunden, begann zu wanken. Wie oft hatten ihm seine Kinder den Kummer von der Stirn geschweicht:

Die Schatten, die mein Auge trübten,
 Die letzten, scheucht der Kindermund.
 Ich seh' der Heimath, der geliebten,
 Zukunft in dieser Augen Grund.

Wie oft hatte er seiner Lebensgefährtin zugerufen:

So komme, was da kommen mag!
 So lang' du lebest, ist es Tag.
 Und geht es in die Welt hinaus,
 Wo du mir bist, bin ich zu Haus,
 Ich sehe dein liebes Angesicht,
 Ich sehe die Schatten der Zukunft nicht!

Und doch mußte jetzt von der Heimath geschieden werden, in der nur noch für die Fremden und deren Knechte eine Stätte war — es galt hinauszuziehen ins weite Mutterland. Beim dänischen Thronwechsel war ihm bei seiner ausgesprochen deutschen Gesinnung die erforderliche Bestätigung seiner Advocatur verweigert worden; er stand vor der Wahl, sich fügen oder auszuwandern. Nicht einen Augenblick zögerte er, zu thun, was die Ehre gebot. Weihnachten 1852 reiste er selbst nach Berlin, um seine Anstellung in preussischen Diensten zu betreiben; bei einem zweiten Aufenthalt in der preussischen Hauptstadt wurde ihm der Posten eines Assessors am potsdamer Kreisgericht zu Theil. Nun mußte von dem geliebten Boden geschieden werden, bis ein anderer, besserer Tag dieser Zeit Beschwerden gelüht. Noch einen letzten Blick wirft er auf die mit Unkraut überwucherten Gräber der Tapferen, noch einmal schaut er ins weite Land hinaus, noch einmal hört er des Meeres Rauschen, den Schrei der Möven, und während der Wagen vor der Thür hält, schreibt er seinen Kindern den „Abschied“, in dem verhaltener tiefer Schmerz zu herrlichem Ausdruck kommt. „Kein Mann ge-
 deihet ohne Vaterland“, darin klingt das herrliche Lied aus. Schöner, ergreifender und männlicher ist wohl selten gesungen worden!

Elf lange Jahre hat Storm mit den Seinigen das bittere Brod der Fremde gegessen. Schwer ist es ihm, dem Friesen, angekommen, die Heimath zu missen, und der Verkehr mit manchem geistvollen, lebenswürdigen und edlen Mann vermochte nicht ihm das Verlorene zu ersetzen. Besonders Potsdam mit seinem militärischen Charakter, mit seinem von Menschenhand geschaffenen Park erweckte in ihm das Verlangen nach der schlichten Natur daheim, dem Anblick „eines ehrlichen Kartoffelfeldes, das mit Menschenleben und Geschick in unmittelbarem Zusammenhang stände“. Auch in den Kreis seiner Thätigkeit galt es erst sich einzuleben; auch er hat das Wort erfahren, das er den Amtsrichter in „Unter dem Tannenbaum“ schreiben läßt: „Das ist die Noth der Fremde, daß man den Boden, worauf man steht, sich in

jeder Stunde neu erschaffen muß.“ Trotz manch schönem Zusammensein mit Paul Heyse, Theodor Fontane, Franz Kugler, dem Maler Adolf Menzel freute er sich doch, als ihn die Regierung 1856 als Kreisrichter nach Heiligenstadt im Eichsfelde versetzte, wo er in dem von Waldbergen umsäumten Städtchen, fern vom Getriebe der Großstadt, im Kreise guter Menschen behaglichere Tage dahinlebte. So manche schöne Novelle: „Auf dem Staatshof“, „Späte Rosen“, das erschütternde Schicksal Leonore Beauregards in „Auf der Universität“ entstand hier in Heiligenstadt. Immer aber blieb dem Dichter die Stätte seiner Jugend vor Augen, wohin zurückzukehren er noch immer fest hoffte. In „Unter dem Tannenbaum“ schildert er uns sich selbst: „Er war aufgestanden und hatte einen Fensterflügel aufgestoßen. Weit hin dehnte sich das Schneefeld, der Wind sauste. Er legte den Arm fest um seine Frau, die ihm schweigend gefolgt war; seine lichtblauen Augen lugten scharf in die Nacht hinaus. „Dort, sprach er leise, ich will den Namen nicht nennen, er wird nicht gern gehört in deutschen Landen; wir wollen ihn still in unserem Herzen sprechen, wie die Juden das Wort für den Allerheiligsten.“ Und er ergriff die Hand seines Kindes und presste sie so fest, daß der Junge die Zähne zusammenbiß.“ — Und leidenschaftlich erregt dichtete Storm eben damals:

Nun horch' ich schlaflos oft in tiefer Nacht,
 Ob nicht der Wind zur Rückkehr möge wehen,
 Wer in der Heimath erst sein Haus gebaut,
 Der sollte nicht mehr in die Fremde gehen.
 Nach drüben ist sein Auge stets gewandt.
 Doch Eines blieb — wir gehen Hand in Hand!

Endlich schlug auch ihm die Stunde der Heimkehr, der Freiheit. Am 15. November 1863 starb Friedrich VII., der letzte dänische König, der auch in Schleswig-Holstein Erbrechte gehabt, und frohlockend ruft der Dichter aus:

Die Schmach ist aus! Der eh'rne Würfel fällt!
 Jetzt oder nie! Erfüllet sind die Zeiten.
 Des Dänenkönigs Todtenglocke gelst;
 Mir klinget es wie Osterglockenläuten!

Es braucht hier nicht erzählt zu werden, wie Alles gekommen, wie Preußen und Oesterreich bei Düppel und Alsen die Nordmark, lange verloren, dem Reich zurückgewannen. 1864 kehrte Storm mit den Seinen nach Husum heim. Wie hatte er einst vorahnend den Tag gepriesen, wo das geschehen würde, und nun, wo Alles sich gewandt, verstummte sein Dichtermund; an dem Tage, da seine meerumschlungene Heimath im Ring des großen Reiches lag, hörte seine politische Dichtung auf. Er selbst bekannte:

Nun ist geworden, was du wolltest.
 Warum denn schweigest du jeztund?
 Berichten mag es die Geschichte,
 Doch keines Dichters froher Mund.

Wir stehen am Ende. Das Leben Th. Storms fließt seit seiner Heimkehr in ruhigen Geleisen dahin. Erst letzter Landvogt in Husum, dann seit 1874 Oberamtsrichter daselbst, quittirte er 1880 den Dienst und zog nach Hademarschen, wo er bis zu seinem 1889 erfolgten Tode gelebt hat. Ein schweres Geschick entriß ihm schon 1865 am 20. Mai seine treue Frau Constanze, der er Verse leidenschaftlich tiefer Liebe nachrief, er, dem eine gütige Vorsehung gegeben hatte, „zu sagen, was er leide“. Zur Erziehung seiner Kinder schloß er 1866 mit Dorothee Jensen, einer Freundin seiner Schwestern, eine neue Ehe, die ihn nie gereut hat. Ganz wandte er sich der Novellendichtung zu, die er mit seltener Meisterschaft — vielleicht nur sein Freund Heyse steht ihm gleich — zu handhaben wußte. Sie zu charakterisiren, liegt außerhalb dieser Zeilen.

Storms Heim in Hademarschen wurde der Mittelpunkt der ganzen Gegend, aber auch aus der Ferne pilgerten Viele zu dem greisen Mann, der bis zuletzt ein begeisterter Freund des Lebens blieb. Den Ausspruch einer alten Frau im St. Jürgenstift seiner Vaterstadt, die, als der Tod an sie herangetreten, immer gerufen: „It wil noch nich rut ut min lütjet Paradies!“ pflegte er bisweilen anzuführen, wobei er hinzufügte: „So geht's auch mir, ich mag auch noch nicht rut ut min lütjet Paradies!“ Er hat es doch verlassen müssen; 72 Jahre alt, schied er in Hademarschen aus dem Leben, ein treuer Sohn seiner Heimath, ein Dichter von tiefem Empfinden und warmem Fühlen — ein ganzer Mann.

E. S.





Erinnerungen des Bibliothekars Emil Anders¹ (1810—1840).

Am denkwürdigen Jahre 1812 war ich 6 Jahre alt, und ich hörte viel von den Franzosen in Rußland und deren Zug nach Moskau erzählen, wie früher von der großen französischen Revolution und deren Greueln, der Hinrichtung des königlichen Paares, vom großen Napoleon, dessen Organisations-talent mein Vater ebenso sehr als seine strategischen Verdienste bewunderte. Abweichend von meinem absolutistisch gesinnten Onkel Jakob wußte er auch die anfänglichen Segnungen der französischen Revolution anzuerkennen und neigte constitutionellen Ansichten zu, ohne sich mit seinen Brüdern und anderen Andersgesinnten deshalb zu veruneinigen. Die Franzosen fürchtend, waren verschiedene Personen aus Dorpat geflohen, auf Nachrichten aus Riga, wo der Generalgouverneur Essen schon die Vorstädte abbrennen ließ, um die große schöne Dünastadt gegen die Franzosen zu schützen, deren Nähe er schon in einer aufgewirbelten Staubwolke witterte. Als diese sich verzogen und als Urheber derselben nicht ein feindliches Heer, sondern eine friedliche Heerde Ochsen zu Tage getreten war, soll Essen reuevoll über seinen vor-eiligen Befehl, den er in trunkenem Muthе gegeben, mit Bestürzung an einem in der abgebrannten Vorstadt allein stehenden gebliebenen Hause die Inschrift gelesen haben: „Essen, Essen, warum hast du mich allein vergessen?“ Von den aus Dorpat Geflüchteten sollen übrigens Manche gerade in Moskau beim großen Brande umgekommen sein.

¹ f. S. 32 im Januarheft 1892.

Mein Vater fürchtete etwaige Einquartierung der Franzosen nicht, da er ihre Sprache sprechen konnte; aber selbst unser deutscher Adel, der sich durch den Gebrauch derselben, so mangelhaft er sie auch oft nur zu handhaben wußte, von dem Bürgerstande unterscheiden wollte, wagte während des französischen Krieges auf der Straße nicht französisch zu sprechen, um nicht vom fanatisirten Volke insultirt zu werden. Wir hatten damals auch stehendes Heer in Dorpat, und Truppenmassen zogen durch die Stadt, vor und nach dem Kriege. Als die Franzosen nach dem Brande Mosklaus aus Rußland abgezogen waren, passirten Gefangene, Franzosen und Spanier, elend und zerlumpt, häufig durch Dorpat und wurden, auf dem Markte lagernd, von mitleidigen Einwohnern mit Almosen, Lebensmitteln und Bekleidungsstücken versorgt. Gefangene oder verwundete französische Offiziere boten in den Häusern für ein paar Kupferlopfen artige Bleifederzeichnungen zum Kauf, die man ihnen gern abnahm, ihr schweres Loos bedauernd, das sie mit edlem Anstande zu tragen wußten.

Der Winter des Jahres 1812 war so kalt, daß Vögel todt aus der Luft fielen. Nach dem Frieden holten sich auch in unserem Hause wieder, wie ehemals, Nonnen mit ihren Sparbüchsen Almosen für ihre Klöster; jetzt erschien aber auch die Drushina, die den Krieg im Lande freiwillig mitgemacht, mit einem Metallkreuze auf der Mütze und heischte eine milde Gabe. Einmal war darunter auch ein vierschrötiges großes Weib, das mit Medaillen geschmückt war.

Die Stadt zählte damals nach officieller Angabe 3000 Einwohner, jetzt über 30,000. Nur die dem Markte näheren Straßen waren gepflastert. Die jetzige Marktstraße¹, die über die steinerne Brücke nach dem Stadtgute Jama führt, war zum Theil eine tiefe Grube, die kaum im heißen Sommer austrocknete und in der man im Frühling, wo der Embach austrat, mit Bötten fuhr. Im Herbst war in den meisten Straßen ein solcher Roth, daß man nicht hinübergelien konnte, und gefegt wurde kaum längs den Häusern. Die meist hölzernen Häuser, einstöckig und statt des jetzt allgemein gebräuchlichen Delanstrichs die düstere Regenfarbe tragend, hatten häufig vor der breiten Haustreppe, die an den Seiten mit Bänken versehen war, einige Linden, die ihnen ein gemüthliches Ansehen gaben. Bei späterer Pflasterung gingen die Bäume allmählich aus. Die letzten Linden vor einem Hause in der Nähe der Poststation, die sich länger erhielten, waren meine besondere Freude. Das Straßenpflaster war, außer auf dem Markte, der noch ziemlich rein gehalten wurde, so ungleich und holperig, daß der als

¹ Der Verfasser versteht unter dieser Bezeichnung, wie man sogleich erkennt, nicht die Straße, welche jetzt officiell Marktstraße heißt, sondern den großen Markt mit der daran sich schließenden jetzt jogen. Rathhausstraße.

humoristischer Dichter bekannte sog. dicke Peterfen in einem Geburtstagsgedichte an den Apothekerprovisor Ottensen mit Recht sagen konnte:

„Heute ist es um und um
 Ein vollständiges Decennium,
 Seit er mit kurzem Trippeltritt
 Das erbärmliche dörptische Pflaster tritt;
 Das Pflaster, das er selber streicht,
 Thut besser und heilet und erweicht“ u. s. w.

Gottes liebe Sonne trocknete ja wohl auch noch im Sommer leidlich die Straßen, aber die löbliche Stadtpolizei mochte wohl von Hygiene noch nichts ahnen. Das Stadtvermögen wurde lange Jahre unter den früheren Bürgermeistern so schlecht verwaltet, daß z. B. aus der Verleihung der Schänkgerechtigkeit an Bürgerwitwen der dieselbe verpachtende Rathsherr nur so geringe Einnahmen für alle die berechtigten Wittwen zusammen erzielte, als jede einzelne unter der gerechten Verwaltung des späteren Bürgermeisters Hellwig jährlich empfing. Es war dies der erste Candidatus juris unter Dorpats Bürgermeistern und ein sehr energischer Mann. Wenn es im Interesse der Stadt lag, so scheute er sich nicht bis an den Senat zu appelliren, und er ist es gewesen, der die Ingressation auf Dorpats Stadthäuser beim dörptischen Rathe gegen den rigaschen Rath durchsetzte, dem bis dahin allein dieser Vortheil zukam. Hellwig wußte untüchtige und unzuverlässige Beamte aus der Stadtverwaltung zu entfernen und war ein noch besserer Administrator als Jurist. Er hatte gerade kein zuvorkommendes Wesen und stieß dadurch Manche von sich; aber seinem Charakter mußte Jedermann alle Ehre widerfahren lassen.

Eine weit populärere Figur war aber der Polizeimeister in meiner Jugendzeit, ein Pole, Gessinsky mit Namen. Früher Cavallerieobristleutnant im russischen Dienst, ritt er noch bei allen öffentlichen Aufzügen auf seinem Rappen, der weithin weiße Schaumflocken warf, gar stattlich einher, schickte auch seine Kalesche, wenn er selbst nicht kommen konnte oder wollte, bei Privatfestlichkeiten, wie Taufen, Hochzeiten oder auch Beerdigungen, zu den Bürgern hin und war auch in der höheren Gesellschaft willkommen. Man erzählte, daß er seinen Namen nur durch eine Schablone unterzeichnen konnte und einst in einer Gesellschaft zu drei jungen schmucken Mädchen, die sich eben umfaßt hielten, gesagt habe: „Rechte drei Musen!“ — Nach einer Taufe trat er, statt die junge Mutter zu beglückwünschen, auf ein junges Mädchen mit den Worten zu: „Ich habe mir recht gefreut über Ihren dicken fixen Zungen.“ Aber diese naive Verwechslung erregte nur Heiterkeit, ebenso wie folgende Scene. Als bei einem Marionettentheater in den hinteren Reihen des Publicums, dem die Pausen zwischen den Verwandlungen

zu lang wurden, ein heftiges Klopfen entstand,kehrte sich Gessinsky um mit dem ärgerlichen Ausrufe: „Wer war der Schwein?“ — Er wußte sich gern beliebt und soll einmal geäußert haben: „Die Studenten nennen den Rector Ewers Studentenvater und mir Studentennutter.“¹ — Als Polizeirichter verfuhr er, der das Publicum seit Jahrzehnten kannte, Vornehme und Geringe, Gute und Schlechte nach der Präsumption behandelnd, ziemlich richtig und wußte die Verhandlungen dadurch sehr abzukürzen. Er blieb Junggeselle, nachdem eine Bewerbung in jüngeren Jahren mißglückt war, und stiftete in seinem Testament eine nach ihm benannte Armenschule, vermachte einigen Freunden noch werthvolle Effecten und ordnete zu seiner Beerdigungsfeier ein solennes Frühstück an, für welches er eine bedeutende Summe bestimmte. Zu diesem Mahle waren die Honoratioren Dorpats geladen, und auch ich nahm als junger Beamter daran Theil. Eine ehrenvolle Rede zum Andenken des ehrwürdigen Greises ist mir noch jetzt in lebhafter Erinnerung.

Meine Eltern standen außer mit ihren nahen Verwandten auch mit der Familie des Apothekers T. und des Landgerichtssecretärs S. in fleißigem Verkehr. Auch diese Familien hatten ihren Wochentag, und meine älteren Schwestern fanden an den schmucken Töchtern dieser Häuser Jugendfreundinnen. Einst wurde zu einer Festlichkeit bei T.'s deren große Kutsche wegen des regnichten Herbstwetters nach den Weinigen geschickt, und ich sollte mit dahin. In dieser Aussicht war ich glücklich und, mit meinen besten Kleidern angethan, so ungeduldig, daß ich Allen voran, sobald der Kutschenschlag geöffnet wurde, über den Tritt stolpernd, zur anderen Seite in den Koth hinaus stürzte, der meine Freude schnell in ein Angstgeschrei verwandelte. Ob ich noch ungekleidet werden konnte oder meine Ungeduld durch Zuhausebleiben büßen mußte, weiß ich nicht mehr.

Wenn in den uns befreundeten Familien größere Gesellschaft war, die in die Nacht hinein dauerte, so blieb mein Vater gewöhnlich so lange lesend zu Hause, bis wir jüngeren Kinder schlafen gelegt waren. Mir war das immer zu früh; ich stellte mich oft nur schlafend und stand auf, sobald der Vater fortgegangen, um an dem Kartenspiel der Dienstmägde Theil zu nehmen. An solchen Abenden pflegten sich nämlich bei unseren Mägden auch die unserer nahe wohnenden Onkel einzufinden, die gleich den unsrigen um Mitternacht ihre Herrschaft mit Mänteln und Pelzen abzuholen hatten und sich bis dahin durch Durak und Schweinchenpiel wach zu erhalten wußten.

¹ Von demselben wird übrigens auch erzählt, daß er einstmals, entzückt über die Leistungen einer Sängerin, ausgerufen haben soll: „Sie singt wie ein König!“ — Ebenso wird von ihm die verblüffende Frage beim Tode der Mutter des damals regierenden Kaisers erzählt: „Wer wird wohl jetzt Kaiserin-Mutter werden?“ D. S.

Mich wollten sie anfänglich nicht als Theilnehmer an diesen Spielchen annehmen, thaten es aber schließlich doch, und ich habe eine dankbare Erinnerung daran bewahrt.

Einstmals aber, als ich im Eifer des Spiels einer Fenstergardine mit dem Lichte zu nahe kam, faßte dieselbe Feuer und unser hölzernes Haus, dessen innere Wände nur mit Nägeln angeheftete Tapeten hatten, wäre unfehlbar aufgebrannt, wenn nicht unser entschlossenes russisches Mädchen Mariuschka das Fensterbrett, an dem die Gardine befestigt war, herabgerissen und die brennenden Fegen ausgetreten hätte. Dieses gute Mädchen ward während meines späteren Aufenthalts auf dem Lande an einen wackeren russischen Fischerbauern vom Peipussee verheirathet, und ich bedauerte sehr, ihr nicht noch einmal für jenen Liebesdienst, der unser Elternhaus rettete, danken zu können.

So einfach das Mobiliar in unserem Hause war, so entbehrte es doch im Inneren nicht des Schmuckes. An den Wänden hingen alte werthvolle Kupferstiche und fand sich eine Bücherammlung meist älterer allgemeiner wissenschaftlicher und philosophischer Werke, das Legat eines hochgebildeten deutschen Kunstfreundes. Das Portrait seines einzigen Sohnes in einer Bleistiftzeichnung, das über der Thür eines Nebenzimmers bei uns hing, war mir immer schauerlich, seit ich gehört, daß man den schüchternen Knaben, um ihn furchtlos zu machen, bei Nacht allein in einen dunklen Keller gesperrt hatte; als er am anderen Morgen herauskam, war er epileptisch geworden und starb noch jung an den Folgen dieses Uebels.

Diese Kupferstiche, theils Genrebilder, theils Landschaften, waren von Kindheit an unsere Freude, und eine von den Landschaften kann ich noch jetzt nicht ohne Lachen ansehen, wo unter Hirten und Vieh ein junger Bauerburische grinsend zusieht, wie ein vollbusiges Bauermädchen von einem mit Holz beladenen Esel so unglücklich oder glücklich umgeworfen wird, daß sie ihre nackten Beine emporstreckt.

Auch lebensgroße Gypsbüsten von Kaiser Alexander I. und seiner sanften Gemahlin Elisabeth standen bei uns, wie in anderen Häusern, auf Consolen. Der Enthusiasmus für dieses Kaiserpaar war erstaunlich, aber nicht unwahr: ich sah bei bloßer Nennung der Namen Alexander oder Elisabeth Damen ihre Taschentücher hervorziehen und ihre Nührung in dieselben hineinschnupfen. Der Nimbus des Kaisers Alexander stieg noch bedeutend, als er aus dem russisch-französischen Kriege sieggekrönt zurückkehrte, und seine damaligen liberalen Ansichten veranlaßten meinen Vater zu der Bemerkung, daß Alexander den edelsten deutschen Thron hätte zieren müssen.

Unbekannt mit den Verhältnissen im inneren Rußland, hatte mein Vater doch eine große Verehrung für alles Russische und pries die Toleranz

der russischen Kirche, die wegen dogmatischer Verschiedenheit Niemand verfolgte. Als Kreisschulinspector bemühte er sich auch eifrig, die Kenntniß der russischen Sprache unter den Schülern zu fördern. Ich lernte russisch lesen und schreiben, schon bevor ich in die Schule kam, von meinem Onkel Jacob. Dazu war ich gern bereit, konnte es meinem guten Onkel aber doch nicht recht machen, da ich mir die Freiheit nahm, zwischen Nationalrussen und russischen Unterthanen deutscher Nationalität zu unterscheiden, wobei ich mich auf die Definition des Begriffs „Vaterland“ stützte, die mit Karamzins Worten in Tappes russischem Schulbuch gegeben war. Wider meinen eigenen Willen kränkte ich dadurch meinen guten Onkel, der mich mit Thränen in den Augen als einen vaterlandslosen Menschen bedauerte.

Seit ich Gedichte von Schiller und Goethe las, fühlte ich mich so sehr als Deutschen, daß ich nicht begreifen konnte, wie mein Vater im Stande war, so kosmopolitisch zu denken; erst später ging mir ein Verständniß dafür auf.

Der Kaiser Alexander I. ist auch einmal in Dorpat gewesen, aber vor meiner Zeit; und der dorpater Professor Parrot der Ältere, dem der Kaiser sehr gewogen war, hatte auch noch später in Petersburg freien Zutritt zu ihm¹. Für den Empfang von Alexanders I. Gemahlin, die nach dem russisch-französischen Kriege Dorpat besuchte, war hier eine wenig malerische Ehrenpforte errichtet worden, die ich noch gesehen habe. Der damalige Bürgermeister soll der Kaiserin ein Abbild dieser Pforte knieend überreicht haben — wie muß sich das lächerlich gemacht haben! — Die Kaiserin Elisabeth hatte sich damals auch die jungen Grafen Wittgenstein, Söhne des Feldmarschalls, sowie deren Mentor, den als Zeichenlehrer der Universität sehr geschätzten Kupferstecher und Portraitmaler Senff, vorstellen lassen und sich mit diesem gebildeten Künstler, einem Ausländer, längere Zeit unterhalten. Am anderen Tage fuhren mehrere Adelige in eleganten Equipagen bei ihm vor, die ihm auf seine Frage nach ihrem Begehre geantwortet: sie hätten es für ihre Pflicht gehalten, ihm ihre Visite zu machen, da die Kaiserin sich mit ihm Tags zuvor huldreich unterhalten. Wer sich bei ihm malen lassen wollte, den ließ Prof. Senff lange, oft jahrelang warten, bis er denselben eine interessante Physiognomie abgenommen. Seinen Portraits kann man auch nur den Vorwurf machen, daß sie lauter denkende Menschen darstellen. Die Senffschen Portraits von Wittgenstein, Kutusow und Barclay, den drei Feldmarschällen, groß und klein auf Dosen, waren sehr verbreitet und von wunderbarer Ähnlichkeit.

¹ Ich erinnere mich, von alten Leuten gehört zu haben, daß der leutjelige Kaiser bei seinem Besuch in Dorpat Arm in Arm mit Parrot auf dem Dom umherspaziert sein soll.

Früher war auch die Kaiserin Katharina II. in Dorpat gewesen. Sie soll sich damals mit einem wohlgeachteten Bürger, Bäckermeister Schönrock, leutselig unterhalten haben, einem Manne, den ich noch mit Perrücke und Haarbeutel gravitatisch umherschreitend erblickt habe. Es wurde mir erzählt, daß er die Hand der Kaiserin, die sie ihm zum Kusse gereicht, aus Unkunde der ihm widerfahrenen Ehre nur ehrerbietig gedrückt habe und, durch einen Fußtritt eines Höflings aus ihrer Umgebung auf seinen Verstoß aufmerksam gemacht, dieselbe nochmals herzlich geschüttelt habe. Die gnädige Kaiserin aber habe die Lacher durch einen strafenden Blick in die Schranken gewiesen.

Dieser Kaiserin Katharina II. verdankt Dorpat auch die stattliche steinerne Embachbrücke, die sie nach dem großen Brande, der die Stadt bis auf zwei unansehnliche Häuser einäscherte, erbauen ließ, um den Armen einigen Verdienst zu verschaffen. — Die ganze Kläglichkeit der damaligen Zeit geht aus einem Ereigniß hervor, das mir ein Augenzeuge nach langen Jahren einmal erzählt hat. Der seiner Zeit allmächtige Günstling, Feldmarschall Fürst Potemkin, der Laurier, war auf einer Reise ins Ausland in Dorpat zu kurzer Rast auf dem Markte im später Scharfeschen Hause abgestiegen, wohin er an dem petersburger Schlagbaum (der sog. Ragatka) vorübergesaust war, ohne daselbst einen Rapport des für ihn aufgestellten Schwarzenhäupter-Corps entgegenzunehmen. Auf den mageren Kleppern Dorpats nachgehumpelt hatte sich dieses ehrwürdige Corps wieder auf dem Markte zurechtgestellt und dem hohen Herrn ein dreimaliges Hoch zugescrien, während der Commandeur desselben den beim Schlagbaum nicht entgegengenommenen Rapport nunmehr zu übergeben hoffte. Potemkin, der die Bedeutung dieser eigenthümlichen Bürgerwehr von ledigen Kaufcommis nicht begreifen mochte, wies die Huldigung ärgerlich ab und schrie aus dem geöffneten Fenster heraus: *ВОНЪ! ВОНЪ!* (d. i. fort! fort!), worauf sich der Markt in wenigen Minuten leerte, da die Menschenmenge von panischem Schrecken ergriffen auseinanderstob.

Würdiger benahm sich ein livländischer Kreisdeputirter gegenüber dem Kaiser Paul, als er diesem, der auf einer Reise ins Ausland begriffen war, entgegen reiste und ihm den ehrerbietigen Dank der livländischen Ritterschaft für die Aufhebung der von seiner erhabenen Mutter Katharina II. eingeführten sog. Statthalterschaftsverfassung nochmals darbrachte. Der Kaiser antwortete ihm erst: „Ich habe es gut mit den Ostseeprovinzen gemeint, aber selbst von Männern aus Ihrer Mitte nur Undank geerntet; mir fallen nur eben ihre Namen nicht ein.“ „Mögen Ew. Majestät,“ erwiderte unerschrocken der Kreisdeputirte, „die Namen dieser Undankbaren für immer vergessen haben!“

Während der Regierungszeit des Kaisers Nikolai war auch einmal

wieder von Potemkin die Rede, als dieser Kaiser einen hochbetagten Greis und tapferen Offizier, der sich in manchen Schlachten ausgezeichnet, aus der Verbannung nach Sibirien befreite; er war unter einem beliebigen Vorwand von dem allmächtigen Potemkin dorthin verschickt worden, weil er diesen bei einer Dame ausgestochen hatte. Inzwischen schon längst vergessen, befreite ihn der Kaiser Nikolai. Der brave Offizier hielt es für seine heiligste Pflicht, seinem großmüthigen Befreier persönlich seinen Dank in der Residenz zu Füßen zu legen. Er wurde auf seinem ganzen Wege von Sibirien durch Rußland gastlich aufgenommen, und man sah ihn später in den Straßen der Hauptstadt in dem Offizierskostüm seines ehemaligen Regiments, das ihm der Kaiser selbst hatte machen lassen, umherfahren. Aller Verwandten in der langen Zeit seiner Verbannung durch den Tod beraubt, erhielt er von mehreren Großfürsten und anderen Personen Geschenke. Von einer regelmäßigen Unterstützung war auffallenderweise in den Zeitungen damals nichts zu lesen.

Mein Onkel Jacob hing sehr an einem großen Brustbilde der Kaiserin Katharina, im Profil in Del gemalt, das ich später nebst dem trefflichen Senffschen Kupferstich des Feldmarschalls Wittgenstein meinem lieben Schwager Stenbock in Kolk zum Geschenk gemacht habe. Dieser gute Onkel, der im Alter nur sehr dünnes Haar hatte und dasselbe bei Nacht in Papilloten unter der Nachtmütze zu tragen pflegte, erzählte mir einmal, daß er an einem Morgen, die Nachtmütze abnehmend, zwei todte Mäuse aus derselben geschüttelt habe, die er, im Schlafe ein paar Mal durch ein Krabbeln auf dem Kopfe halb erwacht und dahin greifend, erdrückt haben mußte. Da er am Tage immer sehr stramm und fast ceremoniell als Militär einherzugehen liebte, war nun sein Anblick am frühen Morgen in Schlafrock, Nachtmütze, Unterhosen und Pantoffeln gar auffallend und keineswegs erfreulich. Von diesem Onkel lernte ich auch passabel russisch lesen und abschreiben und wurde, wenn ich Vormittags zu diesem Zwecke hinging, mit einem Butterbrod erfreut.

Auch französische Privatstunden erhielt ich früh von einem alten heiteren Manne, Herrn Bourpiers, der mit seiner alten Frau, einer Straßburgerin, und einer unverheirathet gebliebenen Tochter sein eigenes kleines hölzernes Haus, schräg gegenüber der jetzigen Kreisschule, bewohnte. Als eifriger Royalist in der bösen Conventszeit geflüchtet, wußte er viel aus jener Zeit zu erzählen und zeigte mir einmal einen einfachen runden hölzernen Stockknopf, dessen Reifen, aufmerksam betrachtet, das bekannte Profilbild Ludwig XVI. erkennen ließen, das den Royalisten als Erkennungszeichen unter einander diente. Der alte, immer scherzhafte und liebenswürdige Mann war durch Sicht ganz an seinen Lehnstuhl gefesselt und von Schmerzen so sehr geplagt,

daß ihn die hoch aufgeschwollenen Finger manchmal hinderten, unsere Exercices zu corrigiren.

Gelernt hatte ich bis zum 10. Jahre, also in vollen drei Jahren, zu Hause wohl so gut wie nichts, weder etwas vom Katechismus, noch von biblischer oder allgemeiner Geschichte; von der Geographie nur so viel, als man Jemandem in der ersten halben Unterrichtsstunde beibringen kann. Das Einmaleins verstand ich mechanisch und konnte die vier Species mit unbenannten Zahlen auf der Tafel rechnen, war im Kopfrechnen ganz ungeübt und hatte nur Fertigkeit im Abschreiben des Deutschen, wodurch ich früh ein Augen Gedächtniß für Orthographie erwarb. Auf diese geringen Kenntnisse hin, deren Prüfung mir die zu diesem Zweck bei uns versammelten Kreislehrer erließen, nachdem ich ihnen ehrlich über Alles Auskunft gegeben, wurde ich als Letzter in die Großtertia der Kreis Schule aufgenommen. Dort erhielt ich zu nächsten Nachbarn drei Knaben, mit Namen Boß, Proß und Schrimms, die sich ganz freundlich gegen mich benahmen. Ich war sehr stolz darauf, öffentlicher Schüler zu werden, und kam auch in der Klasse in Allem gut fort, blieb aber im Rechnen, wie später in der Mathematik immer schwach. Diesem Fach vermochte ich nie ein Interesse abzugewinnen; um so mehr bewunderte ich diejenigen Schüler, welche sich in demselben auszeichneten, und konnte es nicht verschmerzen, daß der gewandteste darin, Namens Rosenberg, ein fleißiger Schüler, früh aus der Kreis Schule herausgenommen wurde, um ein Handwerk zu erlernen. Im Deutschen, in der Geschichte und im Lateinischen, das aber erst in der Secunda vorkam, unterrichtete ein lebenswürdiger Ausländer, Herr Henschler, der aber bald als Oberlehrer nach Riga berufen wurde. Dieser lehrte mich Schillers „Tauscher“ mit Gesticulationen der Hände declamiren, womit ich beim öffentlichen Examen zum Jahreswechsel viel Ehre einlegte. Mein Vater, der jahrelang wegen schwacher Augen sich von mir vorlesen ließ, hatte mich gewöhnt, ausdrucksvoll vorzutragen, was mir sehr zu Statten kam. In Secunda hatte ich die bekannte russische Fabel von Krylow „Die Gänse“ auf dem öffentlichen Examen zu declamiren, in Prima eine Episode aus Delilles Imaginations, die Verirrung eines Jünglings in den Katakomben Roms.

Den geographischen Unterricht hatte in der Kreis Schule Herr Asmus, ein Schüler Pestalozzis, der auch nach dessen Methode an unbeschriebenen Wandkarten rhythmisch die ganze Klasse laut zusammen sprechend das Vorgetragene wiederholen ließ. Asmus, ein großer vierschrötiger Mann, galt als ausgezeichnete Pädagog, war aber parteiisch und heftig und gebrauchte den Stock, nicht ohne Erfolg. Ein Ausspruch von ihm, den er mit seiner mächtigen Stimme vortrug: „Wer ungewaschen in die Schule geht, kommt

auch ungesegnet“, fällt mir noch jetzt immer ein, wenn ich von Hause muß, selbst wenn es mitten in der Nacht wäre.

Ein Hauptlehrer an der Kreisschule war der Nachmittagsprediger Pastor Bonbrig. Der Religionsunterricht, den er uns ertheilte, bestand, entsprechend jener rationalistischen Zeit, blos in Moral und hieß auch so. Der Luthersche Katechismus wurde nicht dabei gebraucht, auch biblische Geschichte nicht vorgetragen; was man davon wußte, hatte man gelegentlich aus den Predigten auf der Kanzel behalten.

Der jüngere Bonbrig, des Pastors Bruder, war mir besonders lieb als Lehrer der Geschichte und des Deutschen. Er ließ uns Zahlen und Namen aus den von ihm ausgearbeiteten Geschichtsheften ausziehen und memoriren, ließ sich auch manchmal selbst von mir vor der Stunde examiniren und ich habe mein ganzes Leben lang von diesen Zahlen gezehrt.

Das Russische lehrte Tichwinski, ein höchst gutmüthiger, aber schwacher Lehrer, später auch am Gymnasium und Translator an der Universität. Der französische Lehrer Valet des Barres war ebenso an diesen drei Anstalten thätig. Er hat mir als Studenten im Privatunterricht gelegentlich von der letzten französischen Königszeit und der französischen Revolution erzählt, namentlich wie die Königsgräber in St. Denis aufgewühlt und beraubt wurden. Ich habe später an seiner Leiche gewacht und ihn auch zu Grabe geleitet.

Den Unterricht im Zeichnen leitete der talentvolle junge Landschaftsmaler Clara, der auch mir mit ein paar anderen Knaben gratis in seiner Wohnung Privatunterricht im Zeichnen gab.

Der Eifer von Lehrern und Schülern gefiel mir sehr; Anderes fiel mir dagegen in der Kreisschule sehr unangenehm auf. So mußte bisweilen der Galefactor oder dessen Frau in die Klasse gerufen werden, um die schmutzigen Hände eines Tertianers vor den Mitschülern zu waschen. An den von buntfarbigen Flecken strohenden, engen, kurzen ledernen Hosen eines Seifensiedersohnes H. wischten andere Schüler ihre tintigen Schreibfedern ab, was er lächelnd geschehen ließ. Einzelne Schüler gaben in der Obstzeit im Auftrag ihrer Eltern aus deren Obstgarten schöne große Äpfel den Lehrern in der Klasse ab. Die Namen derjenigen Schüler, für welche das Schulgeld noch rückständig war, durfte täglich ein anderer Schüler, alphabetisch geordnet, laut beim Beginn der Stunde hersagen; und doch war diese Säumniß wohl nur die Schuld der Eltern.

Ich wäre gern ein guter Kamerad der Tertianer gewesen, die in den Zwischenstunden ein Lauffpiel spielten oder im Winter einen Schneemann aufrichteten, allein ich kam ihnen in allen körperlichen Uebungen nicht nach und hatte von einigen derselben Manches zu dulden. Da gab mir z. B.

einer eine Ohrfeige, damit ich mir nicht einbilden sollte, als Schulinspectorssohn etwas Besseres zu sein als sie u. dgl. m. Mit ihnen nach dem Nachmittagsunterricht um 4 Uhr auf dem sog. wilden Dom zu spielen, war mir von den Eltern nicht erlaubt. Als ich einmal, den Primus vertretend, um Ordnung in der Zwischenstunde zu halten, an der großen schwarzen Rechen-tafel stand, die Kreide in der Rechten, den Schwamm in der Linken, um die Namen etwaiger Ruhestörer zu notiren, höhnte mich ein Knabe von der letzten Bank hinten, durch die hohle Hand sehend, zum großen Gaudium der Uebrigen mit den Worten: „Da sehe ich ja an der Tafel einen Punkt, der sich bewegt; was stellt denn das vor?“ und dies wiederholte er mehrmals, so daß ich seinen Namen aufschreiben und nochmals unterstreichen mußte. Als der Lehrer eingetreten war und eben seinen Mantel ablegen wollte, hatte der vorwitzige Schüler sich leise herangeschlichen und seinen Namen mit dem Schwamm auf der Tafel ausgewischt. Ich aber war im Herzen froh, der Klage überhoben zu sein, hätte auch, wenn ein anderer Schüler statt meiner der gehönte gewesen, gewiß mitgelacht.

Nach einem halben Jahr wurde ich nach Secunda versetzt und mußte mich da mit meinen Klassengenossen schon besser zu stellen. Manche der von mir gerügten Mißbräuche fielen da auch weg. Die Zahl der Schüler russischer Nationalität, meist Söhne der niederen russischen Kaufleute, nahm hier schon ab, da sie zum Ladendienst in der väterlichen Bude früh herausgenommen wurden, während die Schüler estnischen Stammes ihren Schulcurfus oft bis zur Universität fortsetzten und allmählich in den Gelehrten- und Beamtenstand traten. Da ich in der Secunda auch schon im Latein den Anfang gemacht, worauf ich mir viel einbildete, glaubte ich mich schon jeder Bevormundung von Seiten meiner älteren Schwestern entziehen zu dürfen. Allmählich erlaubte man mir auch in der Stadt allein umher zu wandern. Da interessirten mich denn die kleineren wie die größeren Bauten, zunächst vor Allem das herrliche Universitätsgebäude, von Professor Krause erbaut, der unter Washington den nordamerikanischen Freiheitskrieg mitmachte; ihm sind auch die akademischen Bauten auf dem Dom zu danken. Sodann fesselte mich insbesondere in der Stadt die Johanniskirche, auf dem Dom die Ruine — beide aus dem ersten Viertel des 13. Jahrhunderts stammend. Der große Chor der ehrwürdigen Domruine war in den Jahren von 1802—4 zur Universitätsbibliothek ausgebaut worden, und zwar ebenfalls von Prof. Krause. Die alten Festungswerke auf dem Dom, die nie zur Festung ausgebaut wurden, sind abgerissen und zu Promenaden umgeschaffen worden, welche jetzt den schönsten Schmuck Dorpats bilden, mit der Aussicht auf die zu den Füßen ruhende Stadt und den sich durch dieselbe schlängelnden Embachfluß. Auch einen Rest der alten Stadtmauer gegenüber

dem botanischen Garten habe ich noch gern gesehen, ehe er abgetragen worden. Wo jetzt das Barclay-Denkmal steht, waren auch Promenaden, und auf der anderen Seite der Straße befanden sich die alten Baracken des russischen Kaufhofs, welche jetzt durch den geräumigen steinernen Kaufhof ersetzt sind, dessen Grundstein ich habe setzen und einweihen sehen. Die steinernen Häuser auf dem Markte sind ziemlich dieselben geblieben, nur daß einige von ihnen später ein Stockwerk mehr erhalten haben. In anderen Straßen aber habe ich so viele Häuser neu erbauen oder ihnen ein zweites Stockwerk hinzufügen sehen, daß ich der Reihe nach von jedem theils selberlebte, theils gehörte Ereignisse erzählen könnte.

Damals gab es auch stehendes Militär in Dorpat, und bei der Wachparade am Sonntag Vormittag war Militärmusik zu hören, wobei ein schöner schlanker Tambourmajor einen Marschallstab mit silberner Kugel als Stockknopf hoch aufwarf und geschickt wieder auffing. Auch durchziehendes Militär vor und nach dem großen Kriege wurde bewundert. Große Truppenmärsche brachten viel Leben in die kleine Stadt, besonders als Feldmarschall Wittgenstein, der Beschützer der Ostseeprovinzen, nach dem Kriege in Dorpat einzog und hier die Alte Musse, die jetzige Kessource, mit seinem Besuche beehrte, wovon noch ein dankbares Erinnerungsblatt unter Glas in einem Saale der Gesellschaft Zeugniß ablegt. Auch die Bürgermusse besuchte der Feldmarschall und eröffnete dort einen Ball mit einer hübschen Bürgerfrau, deren mehrjähriger Einwohner ich nachher gewesen bin.

Einmal im Herbst wurde auf dem Tschelferschen Felde, in einem anderen Jahre auf dem Rathshoffchen ein Lager aufgeschlagen und von den Einwohnern der Stadt viel besucht. Ich hatte mich einst in demselben verspätet und wurde nach dem Zapfenstreich am Abend von den Wachtposten nicht mehr hinausgelassen, bis ein mitleidiger Offizier, dessen Zelt ich demüthig bittend betreten, mir Freiheit verschaffte.

Exercirt wurde auch Vormittags in unserer Straße, die so gedrängt voll von Soldaten war, daß man dort nicht passiren konnte und in den umliegenden Häusern die Schmerzensschreie der gefuchtelten Soldaten hören mußte. Mein Vater verwandte sich vergebens dafür, daß ein anderer Exercirplatz gewählt würde.

Später wurde kein stehendes Militär mehr in Dorpat gehalten, wodurch der Stadt die Einquartierung erspart blieb, die manche Hausbesitzer wie auch mein Vater mit einer Geldzahlung ablösten; auch wurden auf solche Weise die lästigen Händel zwischen Offizieren und Studenten vermieden. Es blieben aber außer der Garnison noch Kosaken zur Unterstützung der Polizei, die sehr schwach vertreten war, in Dorpat zurück. Diese machten sich den Studenten besonders verhaßt, denen sie die langen betroddeiten Tabakspfeifen

abzurufen suchten, da das Rauchen auf den Straßen verboten war und sie zwischen brennenden und trockenen Pfeifen, zumal im Dunkeln, keinen Unterschied machen wollten oder konnten. Auch diese Kosaken wurde man nach Jahren los.

Der Fiskal Schmalzen, ein Freund von lustigen Geschichten, erzählte mir einmal, wie er an einem Abend die Kosaken nach dem Teicherschen Krüge „Novum“ oder „Weißes Roß“, wo auch die Studentencommesse gefeiert wurden, hingbracht hatte, um dort auf einem sog. Spitzball Tänzer und Tänzerinnen zu verhaften. Es waren dies Diener und Mägde, die in Abwesenheit ihrer Herrschaften, die Ersteren im Kostüm ihrer Herren, die Letzteren in dem ihrer Fräulein oder jungen Frauen und mit den Namen derselben sich anredend, tanzend sich herrlich amüsirten. Zwei Diener waren, um der Haft zu entgehen, von dem mehrere Faden hohen Balcon herabspringend unversehrt in die Stadt entwischt. Dieser Fiskal Schmalzen hatte eine Wohnung bezogen, wo sein vorderes Studirzimmer unmittelbar vorher eine Rasirstube gewesen war und von bisherigen Kunden noch aufgesucht wurde, als der Barbier bereits über die Straße gezogen war. Einem solchen Kunden, der den ihm unbekanntem Fiskal ungeduldig fragte, warum er ihn nicht schon zum Barbieren eingeseift habe, that er dies bereitwillig, wies ihn aber dann wegen des Bartabnehmens über die Straße, wo jetzt barbiert werde. Dieser verzeihliche Spaß befreite den Fiskal bald von ähnlichen lästigen Kunden.

In kleinen Städten mit wenig Verkehr nach außen genießt mancher sehr simple Kerl oft Jahrzehnte lang eine nicht immer verdiente Popularität. Eine solche populäre Persönlichkeit war in Dorpat z. B. der Fuhrmann Vogt, genannt Koika, der jedem Studenten die Fahrt nach Riga in seinem Planwagen creditirte und sich auch sonst der Studenten annahm, die er sämmtlich dukt; dafür aber ließ er sich von ihnen in einem besonderen Schuldbuch ein Geldgeschenk verschreiben, das der Betreffende an seinem Hochzeitstage oder an einem anderen wichtigen Tage des Philisterlebens auszahlen sollte, was viele Studenten auch ehrlich gehalten haben. Später war Koika durch Waarenschmuggel sehr heruntergekommen und während meiner Studentenzeit wenig mehr bekannt. An seine Stelle als populäre Figur Dorpats trat der Wadstüber Lockenberg, genannt Loffus, der es gern hatte, wenn jeder Student in seinem Schuldbuche wenigstens mit einer kleinen Schuld verzeichnet war. Er setzte einstmals den Rector Haffner in große Verlegenheit, als er im Universitätsgerichte, wohin er wegen irgend einer Angelegenheit citirt war, den gestrengen Herrn ungenirt dukt und ihm vorhielt, wie er selbst bei ihm doch lange „Puff“ gehabt habe und jetzt einen armen Studenten Schulden halber hunzen wolle. Er machte in späteren

Jahren eine Reise zu seinem Sohne, dem Pastor Lockenberg in Nishni-Nowgorod, wo er auch bei meinem Schwager Stenbock, dem damaligen Polizeimeister der Stadt, zum Frühstück war. Heimgekehrt erzählte er: die Eisenbahn habe wie Thee gezogen. Der alte Volkus wurde von den Studenten in Dorpat mit allen Ehren und Feierlichkeiten zu Grabe getragen.

Auch erinnere ich mich gern eines hinkenden Stadtkanzlisten Zepernick, des jedesmaligen Spaßmachers bei Vorstellungen auf der Bürgermuffe, an den sich die Taschenspieler oder Marionettenkünstler als an eine persona distincta wandten. Er war so oft wegen seiner im trunkenen Muthz losgelassenen cynischen Späße nach damaliger Sitte mit Pauken und Trommeten zur Hauptthür hinausgeführt worden, aber doch immer wieder durch eine Hinterthür hineingelassen, bis er wegen unanständigen Betragens durch Directionsbeschuß für immer excludirt wurde, was vielen Muffenmitgliedern sehr leid that, da sie den unschädlichen unerschöpflichen Witzbold schmerzlich vermißten. Nach dem Regierungsantritt des Kaisers Nicolai kam Zepernick mit dessen Gnadenukas, der eben auf dem Postamte eingetroffen war, athemlos in den Bürgermuffensaal gerannt und rief: „Allen Sündern ist Gnade gewährt worden; auch mir muß sie hier werden!“ Das geschah denn auch, aber gleich wieder betrunken, mußte Zepernick nach kurzem Verweilen wieder hinausstrompetet werden, durfte aber immer wieder durch die Hinterthür zurückkehren. Ich hörte später lange nichts von Zepernick, bis mein Arzt und guter Freund, der ihn im elendesten Zustande und ganz mittellos angetroffen, mich und andere Freunde für ihn um eine Unterstützung in Anspruch nahm, die derselbe nur kurze Zeit überlebte. Das alte Zepernicksche Haus in der schmalen Gasse neben dem Universitätsgebäude nach dem Markte zu wurde, als die Flügel der Universität durch Anbau entstanden, von dieser angekauft und zur Erweiterung des Platzes ganz niedgerissen.

Auf lustige Geschichten suchte ich mich zu besinnen, wenn ich zur Clavierstunde zu Wlle. Hartmann gehen mußte. Diese alte herzensgute Dame stand einer kleinen Elementarmädchenschule vor, und ich wußte ihr so viel Spaßhaftes in der Stunde zu erzählen, daß sie herzlich lachen mußte, wodurch denn die Lectionen etwas abgekürzt wurden. Da ich mich auch zu Hause nur nachlässig übte, wurden die Musikstunden nach Jahresfrist wieder aufgegeben, während meine zweite Schwester bessere Fortschritte bei Wlle. Hartmann machte. Einmal hatte ich vor der Hartmannschen Wohnung ein kleines hübsches Mädchen gegen einen Hund schützen können. Sie hatte meinen Namen später erfahren, während mir der ihrige unbekannt blieb. Dieses liebenswürdige Kind sollte später das Glück meines ganzen Lebens machen.

Eine unfreiwillige Berühmtheit erlangte in Dorpat durch seine Druck-

fehler der Buchdrucker Schünmann, ein ziemlich plumper Gefelle. Im lateinischen Lectionskatalog der Universität hatte er einmal den Professor Ledebour mit seinen Titeln aufgeführt, auch als equus statt eques, und Mancher mochte dessen Hartnäckigkeit ausgedrückt glauben. Den damaligen Rathsbearbten, späteren Professor Bunge sen. nannte er im Dörptschen Kalender Oberweltherr statt Oberwettherr. Auf dem Titelblatt der jämmerlichen Gedichte des Offiziers v. B. war zu lesen: „Kränze der Erinnerung“ statt „Kränze der Erinnerung“. Unter der dörptschen Zeitung stand einmal als Censor Blöcker statt Bröcker, und ein anderes Mal „Den Dreck erlaubt der Censor B.“ statt „den Druck erlaubt zc.“ Ja, ein Witzling behauptete, der Weltgeist selbst dictire dem Buchdrucker Schünmann seine Druckfehler.

Für öffentliche Sicherheit wurde wenig gesorgt. Der Embach bekam erst in späterer Zeit einige eingezäunte Badeplätze, aber ohne Bedeckung. Die Universität ließ später ein größeres Badehaus mit bedeckten Kammern bauen und stellte einen Schwimmmeister an. Auch fingen Privatleute an sich bedeckte Badehäuschen im Flusse zu errichten. Seitdem ertranken selten junge Leute im Embach, der früher jährlich beklagenswerthe Opfer forderte.

Ueber dem sog. Schrammschen Bierkeller, dem ehemaligen Pulverkeller der alten Festung, nicht weit von der Sternwarte auf dem Dom, lustwandelte man früher gern und genoß die schöne Aussicht über die Stadt und ihre Gärten. Aber es war dies nicht unbedenklich, denn der begraste Abhang ließ die Gefahr des Absturzes von der unmittelbar sich anschließenden steilen Höhe der riesigen Kellervand nicht ahnen. Der Oberlehrer Hachfeldt sah einmal, wie sein kleiner Sohn achtlos nach einer Blume am Rande des Abhangs griff. Es gelang ihm noch den Kleinen im letzten Momente zu erfassen, aber er fiel, wie er mir selbst erzählte, hinterher fast in Ohnmacht infolge des furchtbaren Schrecks, da denn auf seinen Antrag dort ein hölzernes solides Geländer errichtet wurde, das gegen ähnliche Unfälle fortan Sicherheit bot.

Schnee und Regen wurden in den größtentheils ungepflasterten Straßen der Sonne überlassen wegzuschmelzen und zu trocknen; zum öffentlichen Skandal mußten gelegentlich am hellen Tage liederliche Mädchen, die ihre Gesichter dabei zu verhüllen wußten, in den Straßen fegen.

Die Straße vor unserem Hause am Fuße des Tschelferschen Berges, wie dieser selbst damals ungepflastert, nahm das Wasser von vier dort zusammentreffenden Nebenstraßen auf, und jeder starke Regenguß höhlt nicht nur den Berg aus, sondern machte auch diese fünf Straßen unpassirbar. Am Fuße des Berges, gerade vor unserem Hause, lagen beständig Stücke von Rädern unbeschlagener Bauernwagen, die, im Reißhaus aus Tschelfer bergab von Schindmähren ohne Gebiß herabgetrieben, dort umgestürzt waren.

Aber auch elegantere Fuhrwerke vom Gute Tschelfer verunglückten dort, und die Beschädigten wurden dann zu uns in das Haus gebracht. Als ich an einem späten dunklen Herbstabend aus meinem Erkerzimmer ein Wimmern auf der Straße vernahm, eilte ich, schon halb entkleidet, hinaus und erblickte eine Droschke ungeworfen, ein paar Damen im Schmutze liegend, einen Kutscher fluchend. Ich bot einer derselben gleich meine Hilfe an. „Helfen Sie meiner armen Schwester,“ rief sie. Die Meinigen waren auch gleich herausgeeilte, und mit Hilfe einiger Pensionäre trugen wir die bewußtlose Dame in unser Gastzimmer, wo sich unsere Mutter um sie zu thun machte. Ich rannte den Berg hinauf zum Doctor Lehmann, den ich am Abend nach Hause hatte fahren sehen. Allein trotz meines Pöchens an Thür und Fenster wurde da nicht aufgemacht; aus Wuth zerschlug ich da ein Fenster, das ich am anderen Tage einsetzen zu lassen mich schämte. Ebenso nahe fast wohnte Doctor Sahmen, und dieser kam gleich. Die hereingebrachte Dame, eine Baronin S., war noch bewußtlos. Eine tiefe Kopfwunde wurde eben verbunden. Die andere Dame, ihre Schwester, Frä. W., wartete ruhig, bis die Reihe an sie kam. Ihr war der Oberarm an zwei Stellen gebrochen; er wurde vorläufig verbunden. Der Kutscher, den ich nach dem Baron S. in die Petersburger Straße geschickt, brachte diesen wohl zu uns, aber keinen Fuhrmann, um die Damen nach Hause zu bringen. Jetzt wurde angelegentlich nach einem Arbeitsbeutel gefragt, der sich weder draußen, noch bei uns im Zimmer finden wollte. Später erwies es sich, daß die bewußtlose Dame den Arbeitsbeutel doch noch krampfhaft festhielt, wo sich glücklicherweise auch die aus Tschelfer mitgebrachten 100 Rbl. noch vorfanden.

Da kein Fuhrmann vorhanden war, machte ich einen Vorschlag, der auch angenommen wurde. Ein Bettrahmen wurde mit Kissen und Decken belegt, die bewußtlose Leidende darauf gesetzt und von mir und unseren Pensionären den ziemlich weiten Weg über die hölzerne Brücke in die S.ische Wohnung in der Petersburger Straße getragen. Die andere Dame mit dem gebrochenen Arm ging zu Fuß nach Hause. Auf der Brücke kam die Erstere plötzlich zum Bewußtsein und rief: „Wohin bringt ihr mich? Ihr führt mich zu Grabe!“ Der Baron darauf: „Nein, Liebchen, du hast dir ein groß Loch in Kopf geschlagen; wir bringen dich von Schulinspector Anders nach Hause.“ Dieselbe Frage und Antwort wurden mit denselben Worten nochmals wiederholt, den jugendlichen Trägern zum großen Amüsement. Ähnliche Hilfeleistungen mußten, so lange der Tschelfersche Berg ungepflastert war, öfters in unserem Hause geboten werden.

Von manchen wunderlichen Leuten erzählte man damals in Dorpat. So von einem sog. Vielkratz, der, obwohl nicht aus ärmlichen Verhältnissen, sich zu Gaste laden ließ, um seinen fabelhaften Appetit beim Mittagessen

zu produciren. Von einigen anderen Personen wurde erzählt, daß sie in der Gesellschaft in der Zerstreuung oder aus anderen Gründen Allerlei einsteckten, was ihre Angehörigen dann wieder zurückschickten. Ein Solcher hatte einmal Citronen in seine Tasche gesteckt, die zu einem Punsch bestimmt waren. Der Wirth, meines Vaters Freund, der die vermißten Citronen in in der Tasche des Diebes fühlte, goß demselben eine ganze Flasche Rum in die Rockschöße mit den Worten: „Zu den Citronen gehört auch der Rum.“

Von auffallenden Persönlichkeiten erinnere ich mich aus meinen jungen Jahren noch eines Majors v. N., den ich bei meinem Onkel Jacob, dem Militär, an dessen Gesellschaftsabend sah. Er hatte im großen deutsch-russischen Befreiungskriege gegen Napoleon I. ein Kosakenfreicorps gebildet, von dem er mir selbst freilich erzählte, daß seine Kosaken, wo sie auf ihrem Zuge Silbernes antrafen, dasselbe einzustecken mußten. In Kaiser Pauls I. Zeit hatte er um einen Urlaub zu einer Reise nach Estland gebeten, wo er ein elterliches Gut geerbt hatte. Als Kaiser Paul den Urlaub versagte, weil schon viele Offiziere beurlaubt waren, bat N. auf Grund seines adeligen Privilegiums (по праву дворянства), in Friedenszeit aus dem Dienst treten zu können, um seinen Abschied, wurde aber ohne Weiteres in die Kasematten der petersburger Festung gesteckt, wo er ein halbes Jahr mit einem gemeinen Soldaten zusammen saß. Dieser machte ihn darauf aufmerksam, daß das Kettengerassel über ihm anzeige, die Ketten würden den Gefangenen abgenommen, damit dieselben nach Sibirien geführt werden sollten. Eines frühen Morgens wurde er (N.) aus seiner Zelle hinausgeführt vor die Gefängnißbehörde. Dort händigte man ihm die bei seiner Inhaftirung ihm abgenommenen Sachen richtig ein; dann wurde er mit verbundenen Augen auf die Straße geführt und dort entlassen mit der Bemerkung, er sei frei. Draußen kam ihm nach Halbjahresfrist Alles verändert vor. Unter den Menschen auf der Straße bemerkte er eine große Aufregung und sah Manche einander umarmen und küssen. Auf seine Frage was das zu bedeuten habe, erfuhr er, der Kaiser Paul sei in der vergangenen Nacht gestorben und der Großfürst Alexander jetzt Kaiser. Allmählich dreister geworden, wußte sich N. beim Generalgouverneur Grafen Pahlen Zutritt zu verschaffen und wandte sich an denselben mit der Frage, warum er überhaupt inhaftirt worden. Pahlen aber fertigte ihn mit dem kurzen Bescheide ab, er möge sich innerhalb 24 Stunden aus Petersburg packen, was er denn auch schleunigst that.

(Fortsetzung folgt.)





Der Prinz von Homburg und seine Beziehungen zu Kurland.

(Schluß.)

Aus der einschlägigen Correspondenz ersieht man, wie die dilatorische Behandlung dieser Angelegenheit in Mitau beinahe noch kurz vor der Hochzeit zu einer Lösung des ganzen Verhältnisses geführt hätte. Einen Tag vor der Hochzeit, am 22. October, machte der Prinz von Homburg dem Großen Kurfürsten als dem Ehevermittler schriftlich ernstliche Vorstellungen¹. Er habe sich in Cölln (a. d. Spree) eingefunden, in der festen Hoffnung, daß „aus Churland nunmehr die Böllige Ratification und Resolution der Ehepacten, wie solche zuletzt von mir dahin geschickt worden, einkommen“. Er wolle in seinem und in der Prinzessin Interesse nicht heirathen, ehe die Ehepacten in Ordnung seien. Er bitte den Kurfürsten, nachdem derselbe „in dieser Heyrath Vielsältige Bemühung aussonderbahrer Gütigkeit über sich genommen“, entweder jene Ratification herbeizuführen oder aber selbst garantiren, daß „es bey dem, was in denen zuletzt überschiedten Ehepactis begriffen, verbleiben Undt des Hrn. Herzogs zu Churland Vdn. solches zu adimpliren gehalten sein solte“. Widrigensfalls müsse er „die Hochzeit anoch anstehen lassen“. Einen Tag vor der Hochzeit war also diese Frage noch nicht gelöst. Auf jenes Schreiben des Prinzen nun antwortete Friedrich Wilhelm noch an demselben Tage. Er bedauert das Zögern seines Schwagers, „Kann aber gar nicht raisonable finden, das Ew. Vd. desfalls die Copulation, wozu Alles angestellet und alle

¹ Copie eines Schreibens des Prinzen von Homburg an Friedrich Wilhelm d. d. Berlin, d. 22. Oct. 1670 und Copie der nicht datirten, aber gewiß am selben Tage geschriebenen Antwort.

leute schon invitiret worden, verschoben wolten, aldiweil nicht zu zweifeln, daß des Herzogs Von Churland Vdn. auf Ew. Vdn. jüngstgethane Erklärung sich zu dero genüge erklehren werden. Ew. Vdn. können leicht ermessen, was dieses an alle Churfürstl. und fürstl. Höfen Vor eine frembde Undt ungleiche ausdeutung verursachen auch denen fürstlichen Eltern in Churland die Gedanken machen würde, als wan Sie Sie hierzu zu forciren gedächten.“ Werde der Prinz jetzt nicht die Hochzeit halten, so werde der Kurfürst, der dennächst verreise, sich um die Sache überhaupt nicht weiter kümmern. „Ew. Vd. wissen,“ so schließt das Schreiben, „mit was Eifer Ich dero bestes bisher in Churland beobachtet, Ich Verspreche deroeselen auch Churfürstl., daß ich darinnen biß Ew. Vdn. contentement haben würden, continuiren will, halte mich auch versichert, der Herzog von Churland Undt meine Frau Schwester werden mich hierunter nicht stecken lassen, besondern sich Vielmehr Ihrer Vielfältigen gethanen Zusage erinnern und die Ehepacta der gestaldt einrichten, daß Ew. Vdn. damit zu frieden seyn werden.“ So fand denn, ohne daß diese Frage ihre Erledigung gefunden hätte, am 23. October in Berlin unter großem Gepränge die Trauung der Verlobten durch den Hofprediger Dr. R. G. Bergius statt. Zahlreiche fürstliche Gäste und Anverwandte, darunter Prinzessin Marie Amalie, die Schwester der Braut, hatten sich eingefunden, um das Fest, welches der Kurfürst ausrichtete, mitzumachen. Nach dem oben dargelegten Stande der Verhandlungen kann es kaum zweifelhaft sein, daß Friedrich Wilhelm diese Gelegenheit wahrnahm, um dem Prinzen von Homburg einen Beweis seiner besonderen Gnade zu geben. Die fürstlichen Eltern in Kurland dankten dem Kurfürsten¹ für das „gar herrliche und stattliche Beilager“ in der verbindlichsten Weise, „da wir nicht anders gemeinet, als daß solches nur schlechterdings hätte abgehen und verrichtet werden sollen.“ Daß trotzdem die Verhandlungen nicht aufhörten, haben wir schon oben erzählt. Der Kurfürst schickte seinen Briefwechsel mit Landgraf Friedrich nach Mitau und trat für ihn auf das Eifrigste ein.

Wir dürfen über die Hartnäckigkeit, mit welcher beide Theile ihren materiellen Vortheil wahrnahmen, nicht staunen. Daß fürstliche Ehen, zumal in jenen Tagen, Sache des Vortheils und der Berechnung waren, das ist ja nicht unbekannt. Die ganze ungeschminkt realistische Auffassung der Zeit, welche das Wesen der Sache nicht so verschleiert, wie es ein in der äußeren Form fortgeschritteneres Geschlecht heutzutage thut, tritt uns in diesen Verhandlungen entgegen. Bietet doch schon die erste Ehe des Prinzen von Homburg einen sehr sprechenden Beleg dafür, welche Erwägungen bei fürstlichen

¹ bei Jungfer I. c. S. 41, hier auch Beilage 6 die Ehepacten ohne Datum.
Baltische Monatschrift. Bd. XXXIX, Heft 2.

Eheschließungen maßgebend zu sein pflegten. Auch die Correspondenz des Großen Kurfürsten mit seiner kurländischen Schwester zeigt uns, daß er für die Kinder derselben vortheilhafte Heirathen ausfindig zu machen nicht müde wurde. So z. B. hatte er für die Prinzessin Charlotte, die indessen unvermählt blieb und Lebtissin von Herford wurde, den „Markgraf von Bahereit“ ausersehen, denn es sei „eine sehr gute occasion“. Und als er auch für den Erbprinzen Friedrich Casimir eine reiche Heirath in Aussicht hat, da mahnt er die Herzogin Louise Charlotte, ja nicht zu säumen, weil es „ein sehr fetter Bissen sei“.¹

Wie sich voraussehen ließ, wurde die Ehe, welche der Prinz von Homburg mit der kurländischen Prinzessin einging, der Kitt, welcher die Beziehungen des Ersteren mit dem Großen Oheim Louise Elisabeths zu noch festeren und näheren gestaltete. Daß Prinz Friedrich in des Kurfürsten Dienst treten würde, wurde schon vor der Eheschließung erwartet. „Ich hab mich eingebildet,“ schreibt die Braut des Prinzen an ihre Mutter, „der Kurfürst wird den fürsten zum Generahl machen, aber vor der Zeit hörtt man nichts und dehr Kurfürst kan so still darMitt sein; gibt Ander, die nicht halb so Viel wehrd sein.“² Die in diesen Worten sich aussprechende Befürchtung der Prinzessin sollte eine unbegründete bleiben. Am 9. December desselben Jahres (1670) übertrug der Große Kurfürst dem Prinzen von Homburg im Hinblick auf seine „Tapferkeit, gute conduite und andere fürnehmen Qualitäten“ das Generalat über die brandenburgische Cavallerie: „Damit Sie Unser gutes Gemüt und geneigten Willen desto mehr in der That verspüren mögen, so haben Wir — — eine Pension von 2000 Rthlr. jährlich zugesagt und versprochen.“³ So war denn eine Verbindung eingegangen, welche für die militärische Entwicklung und die geschichtliche Stellung des Prinzen von Homburg von großer Wichtigkeit werden sollte.

Es waren bedeutungsvolle Zeiten, welchen Brandenburg in diesen Tagen entgegenging. Ludwig XIV. von Frankreich schickte sich an, Holland zu überfallen und ließ schon vorher durch seinen Marschall Crequi Lothringen in Besitz nehmen. Dann drang das französische Heer durch das Gebiet des verrätherischen Kurfürsten zu Köln an den Rhein, überschritt denselben bei Tolhuis und brachte Holland in die größte Gefahr. Es mochte zunächst fraglich erscheinen, wie sich der Große Kurfürst jetzt stellen werde. Wie man in weiteren Kreisen noch im Frühjahr 1672 dachte, zeigt uns ein Brief, welchen die neuvermählte Louise Elisabeth von Hessen-Homburg an ihren Bruder Friedrich Casimir nach Mitau schrieb. „Die Franzosen,“ so lesen

¹ Friedrich Wilhelm an Louise Charlotte, d. d. Potsdam 6. Sept. 1670.

² Louise Elisabeth an Herzogin Louise Charlotte, d. d. 9. Oct. 1670.

³ bei Jungfer I. c. Beilage 7.

wir, „sind gahr starg und mehren sich von Tag zu Tag nicht weitt Vom Ehlewischen. Man kan Aber noch nicht recht gewieses wieschen, was S. Vdn. Churfürstl. Durchlaucht werden sein, es kan so grad franzos sein als Hollandes.“ — Indessen ist es bekannt, daß Friedrich Wilhelm, der die große Gefahr erkannte, welche Frankreichs Uebermacht für die Sache des Protestantismus und das deutsche ohnmächtige Reich bedeutete, der zudem durch seine Cleveschen Besitzungen an dem Verlaufe des Krieges auf das Eifrigste interessirt war, sich Hollands annahm. Der Prinz von Homburg stand innerlich auch ganz auf Seiten seines Kriegsherrn. Im Herbst des Vorjahres (1671) hatte er von Cassel aus, wahrscheinlich in Lothringen, Turennes Truppen gesehen, „so mir,“ schreibt er nach Kurland, „ganz wohl gefalt, wo es nur nicht auf den ruin des Römischen Reiches angesehen wehre.“¹ Allein er sollte zunächst diesem Feinde nicht gegenüber treten, zu dem er übrigens, wie wir bemerkten, schon als Knabe in persönliche Beziehungen getreten war. Obwohl er das Cavallerieregiment „Landgraf von Homburg“ angeworben und sich für den Feldzug vorbereitet hatte, erhielt er zunächst die diplomatische Aufgabe, die Gesinnungen des Administrators von Magdeburg, August von Sachsen, dem man nicht recht traute, zu erforschen, und bald darauf wurde er zum Statthalter der Mark für die Dauer des Krieges ernannt. Es geschah das zum höchsten Aerger des Prinzen, der durchaus auf den Kriegsschauplatz wollte und der sich noch mehr verletzt fühlte, als nach dem Frieden zu Voffem Friedrich Wilhelm, durch die bittere Noth bewogen, 4 Compagnien seines Regiments auflöste; eine Maßregel indessen, die im folgenden Jahre rückgängig gemacht wurde. Bei Wiederaufnahme des Feldzugs 1674 ging des Prinzen Wunsch in Erfüllung. Als von Magdeburg, dem Sammelpunkte der Armee, Friedrich Wilhelm nach dem Oberrhein aufbrach, commandirte der Prinz von Homburg zunächst den rechten Flügel, später die Avantgarde. Das eifersüchtige Verhalten des kaiserlichen Generals, des Herzogs von Bournonville, ließ die deutschen Truppen zu keinen Erfolgen kommen. Zum höchsten Unwillen des Großen Kurfürsten und auch unseres Prinzen, welcher im Kriegsrathe mehrfach gegen den Rückzug stimmte, mußten die verbündeten Truppen doch über den Rhein zurückgehen, und in Franken schlug der Kurfürst seine Winterquartiere auf. Hier bei diesem Rückzuge zeichnete sich der Prinz mehrfach aus, und mit Recht weist der neueste Biograph die Aeußerung, welche der Große Kurfürst in Kleists Schauspiel macht, daß der Prinz ihn um zwei Siege am Rhein gebracht habe, in das Gebiet der Dichtung. — Während der Kämpfe am Rhein war Friedrich Wilhelm von einem neuen Feinde angegriffen worden, die Schweden waren in

¹ d. d. Cassel 21. Aug. 1671, an Herzogin Louise Charlotte.

Brandenburg eingefallen. Als nun der Kurfürst im Mai 1675 in sein Land aufbrach, um dasselbe von den Feinden zu säubern, da befehligte der Prinz von Homburg den rechten Flügel. Aber gerade damals war er fest entschlossen, den brandenburgischen Dienst aufzugeben und sich von der Armee des Großen Kurfürsten zu trennen. Die Gründe zu diesem Schritte waren mannigfacher Art. Persönliche Gereiztheit über vermeintliche Zurücksetzung von Seiten des Großen Kurfürsten, der seine Wünsche, wie er glaubte, mit Unrecht nicht berücksichtigte, traf mit sachlichen Gesichtspunkten zusammen, welche nicht wohl von der Hand gewiesen werden konnten.

Seine homburgischen Rätthe Kohlhans und Geismar bestürmten ihn brieflich und persönlich, seine Gesundheit nicht in fremden Diensten zu ruiniren, sondern daran zu denken, daß sich ihm die Aussicht bot, demaleinst regierender Landgraf von Homburg zu werden. Sein Bruder Wilhelm Christoph hatte das Ländchen dem nächstfolgenden Georg Christian abgetreten, der es wieder an Darmstadt verpfändete. Wolte Prinz Friedrich die Landgraffschaft wieder einlösen, so mußte er alle wirthschaftlichen Hilfsquellen, über welche er verfügte, möglichst fruchtbar machen. Hierzu kam noch, daß auch seine Gemahlin, Louise Elisabeth, ihn immer wieder zu bewegen suchte, dem Kriegsleben zu entsagen und sich seiner Familie und deren Interessen zu widmen. Daß dieses Ansinnen erklärlich war, verstehen wir, wenn wir die häuslichen Verhältnisse des Landgrafen uns kurz vergegenwärtigen.

* * *

Louise Elisabeth von Kurland war, als sie den Prinzen von Homburg heirathete, eine Ehe eingegangen, die wir mit Recht als eine glückliche bezeichnen können. Eine große Kinderschaar füllte das landgräfliche Haus (es wurden ihnen zwölf Kinder geboren), und der Prinz wahrte seiner Gemahlin, die er in seinen Briefen als seine „Allerliebste Dicke“ oder „Engelsdicke“ anredet, stets treue Ergebenheit. Vom Kriegsschauplatze, nach geschlagener Schlacht, benachrichtigte er sie persönlich von seinen Erlebnissen und an diesem Verhältniß scheinen auch die Mißhelligkeiten nichts geändert zu haben, in welche er mit seinem Schwiegervater gelegentlich gerieth. Weniger günstig gestalteten sich die äußeren Verhältnisse der jungen Landgräfin. Sie mußte gerade die ersten Jahre ihrer Ehe viel Schweres durchleben und war von ihrem Gatten oft auf längere Zeit getrennt. Die militärische Stellung des Prinzen von Homburg brachte es mit sich, daß er häufig seinen Gütern seine volle Sorge nicht zuwenden konnte. So wurde es ihm denn schwer, den fürstlichen Haushalt seiner Familie zu bestreiten. Die Landgräfin mit ihren Kindern residirte während der Kriegsjahre theils in Braunschweig, theils auf Weserlingen oder auf anderen Aemtern ihres Gemahls. Wie ernst aber

die materielle Lage des Prinzen, der in seinem Dienste mehr zusetzte, als einnahm, war, zeigt uns die dringende Vorstellung seiner Rätthe: „Sollten nun E. D. — — hungerißen werden, würden fürwahr Dero Frau Gemahlin und allerliebste Kinder in solchen miserabeln état gesetzt sein, daß vor selbige wir keine Hilfsmittel, sich wieder herauszureißen, absehen können.“ Dazu kam noch hinzu, daß die Leistungen, welche der Herzog Jacob von Kurland bei der Eheschließung übernommen hatte, nicht regelmäßig erfüllt wurden. Zuweilen konnte der durch den schwedisch-polnischen Krieg materiell so geschädigte Fürst seinen Verpflichtungen nicht nachkommen, und der Landgraf mußte oft an seinen Schwiegervater mahnende Briefe richten, ehe die verabsäumte Zahlung entrichtet wurde. „Es sei daher,“ meinten seine Rätthe, „nicht aus consideration zu setzen, wieviel E. D. in den kurländischen Interesse verabsäumen müssen, da doch sonderlich summum in mora periculum dabei versiret; maßen da entweder des Herzogs (Jacob) oder dero Gemahlin Fürst. Durchl. vor völlig erlangter Richtigkeit verfallen (sterben) sollte, E. D. noch dero fürstl. Posterität sich nicht das Allergeringste, wie deroelben schon genugsam wissend, würden daher zu getrösten haben.“ — Die junge Landgräfin, deren ausgeprägtes Familiengefühl wir schon hervorhoben, blieb auch während ihrer Ehe, namentlich in der ersten Hälfte derselben, in stetem Briefwechsel mit den Ihrigen in Kurland, besonders mit der geliebten Mutter und dem Lieblingsbruder Friedrich Casimir. Als dieser 1672 sein Kommen nach Deutschland und Holland anmeldet, rät die Schwester ihm von seinem Vorhaben ab. „Ew. Dn. bedenken sich aber erst wohl, ob es nicht beßer wehr, ihr eigen Land zu Helfen. — — als so wegzuzigen, sie seind alleben wohl beßer elste und zu dem sagen sie hier, das dehr thater (Tatar) diesen sommer in pohlen wird zigen und Cosag auch, so wirdt den, fürcht ich, Churland auch noht haben — — — Dan mich recht Angst wird sein Bohr E. D. und mein Herr Vatter.“ Wie sie uns hier als die treu an den Geschicken der Eltern theilnehmende Tochter erscheint, so finden wir in anderen Briefen dieselbe Harmlosigkeit wieder, welche uns in den Kinderbriefen der Landgräfin entgegentrat. Sie beklagt sich über die Schreibfaulheit der Geschwister, von denen nur Prinzessin Charlotte eine Ausnahme mache und meint: „Vielleicht werde ich den Titul nicht gros genug gemacht haben in den vorigen Briffen, als habe ich in dem Brif es größer gemacht.“ — Wenn wir nun jene oben besprochenen materiellen Verhältnisse in Betracht ziehen, so kann es nicht Wunder nehmen, daß die Gattin endlich wünschte, der Landgraf möchte seiner Soldatenlaufbahn Valet sagen und an die Seinen denken.

Allein dieser Wunsch ging nicht in Erfüllung. Eifriges Zureden seiner Freunde, sowie wahrscheinlich auch eine persönliche Unterredung mit

dem Großen Kurfürsten bewogen den Prinzen, bis zum Ende des Feldzuges seinen Entschluß zu verschieben. Für seinen geschichtlichen Namen war das ein Glück.

So wirkte er denn als Nächsthetheliger an den hochbedeutsamen Vorgängen der nächsten Zeit mit. Am 15. Juni fiel Rathenow in des Kurfürsten Hände. „Es ist die schönste action von der Welt, vor der ganzen Feinds armada einen so considerablen Ort zu gewinnen.“ Aber eine noch schönere Action stand dem Prinzen bevor. Der schwedische Generallieutenant Wrangel, von der Einnahme Rathenows auf das Aeußerste überrascht, schlug, um aus dem gefährlichen Havellande zu entkommen, den Weg nach Fehrbellin ein, die Brandenburger immer hinter ihm her. „Wir seind braff auff der jacht mit den Herren Schweden,“ schreibt unser Prinz zwei Tage darauf von Nauen an seine „Engelsdicke“, und meint von den Brandenburgern: „morgen frihe werden sie den Schweden den morgensegen singen“. Von diesem Orte nach Fehrbellin führte nur eine Straße; hier nun die Schweden zum Stehen zu bringen, ehe sie Fehrbellin erreichten, war die Aufgabe der brandenburgischen Avantgarde. Der Prinz von Homburg, der die an sein Amt Neustadt grenzende Gegend genau kannte, erbat sich die Führung jener und erhielt sie auch. Schon am Morgen des 18. Juni konnte er dem Kurfürsten melden lassen, daß er die Schweden beim Dorfe Linum zum Stehen gebracht habe. Nachdem der Kurfürst zunächst Bedenken getragen, Homburg den geplanten sofortigen Angriff zu gestatten, entschied er sich, als der Prinz seine Bitte durch einen zweiten Adjutanten wiederholte, trotz Derfflingers Widerrathen, schnell dazu, auf den Wunsch des kampfesmuthigen Reitergenerals einzugehen. „Weill wir den Feind so nahe haben, muß er Fell oder Federn lassen.“ So begann denn der Prinz, ohne das Hauptgros der Armee abzuwarten, die Schlacht. Dreimal verdrängte er die Schweden aus ihren Stellungen und fiel dann über die bloßgegebene rechte Flanke derselben her, die er zugleich zu umgehen suchte, um ihnen die Rückzugslinie abzuschneiden. Als der Große Kurfürst eintraf, blieb es im Großen und Ganzen bei den von Homburg geschehenen Anordnungen. Der linke Flügel der Brandenburger führte die Entscheidung herbei, besonders wogte der Kampf um den Besitz eines Hügels, von welchem aus die Kanonen Friedrich Wilhelms die schwedische Front bestrichen. Der Kurfürst selbst und auch Derfflinger geriethen hierbei in die größte Gefahr. „Es ging sehr hart zu,“ so lesen wir in demselben Briefe¹, „dann wir gegen die Schweden continu fechten mußten, Gott hat mir doch allemal wieder draus geholfen; und wären alle unsere Stücke (Kanonen) und der Feldmarschall selbstem verloren

¹ Bei Jungfer. Beilage Nr. 11.

gewesen, wenn ich nicht en personne secundieret hätte.“ Schließlich mußten die Schweden den Rückzug antreten. „Da ging es recht lustig ein Stunde 4 oder 5 zu, bis entlichen nach langem Gefechte die Feinde weichen mußten, und verfolgten wir sie von Linum bis nach Fer=Berlin und ist wohl nicht viel mehr gehöret worden, daß eine formierte Armee mit einer starken Infanterie und Kanonen so wohl versehen, von bloßer Kavallerie und Dragonern ist geschlagen worden.“ Die gänzliche Erschöpfung der Truppen hinderte den Prinzen von Homburg, welcher die Verfolgung leitete, diese mit voller Energie zu betreiben; so entkam ein Theil der schwedischen Armee über Fehrbellin.

Wenn wir hier im Gange der Erzählung inne halten und uns fragen, wie sich diese geschichtlichen Vorgänge, die wir nach der jüngsten Lebensbeschreibung des Prinzen berichteten, zu der Rolle verhalten, welche Heinrich von Kleist in seinem Drama den Landgrafen Friedrich von Homburg spielen läßt, so sehen wir, daß von einer Verschuldung des Prinzen in Wirklichkeit nicht die Rede war. Er hat nicht durch sein dem angeblichen Befehle seines Kriegsherrn widersprechendes Handeln die Kriegszucht verletzt, sondern sein Angriff auf die Schweden geschah auf Anordnung Friedrich Wilhelms und trug wesentlich zu dem glücklichen Ausgange der Schlacht bei Fehrbellin bei. Daß der Prinz damals keineswegs ein verliebter Jüngling war, daß er zur Prinzessin Natalie von Dranien niemals in zarte Beziehungen getreten ist. brauche ich dem Leser dieser Mittheilungen nicht erst in Erinnerung zu bringen. Es mag nicht unerwähnt bleiben, daß die pseudo-geschichtliche Auffassung, welche Kleist verwerthete, schon kein Geringerer als Friedrich der Große in seiner Geschichte des Hauses Brandenburg in die historische Literatur eingeführt hat. Eine Thatsache aber ist es andererseits, daß der Große Kurfürst mit den Leistungen der Reiterei am Schluß der Schlacht bei der Verfolgung der Schweden nicht zufrieden war und mit einer Untersuchung drohte. Man versteht, daß der Prinz von Homburg, der mit Recht für sich einen Haupttheil des Verdienstes an der gewonnenen Schlacht in Anspruch nehmen konnte, sich verletzt fühlte. Er nahm daher plötzlich Urlaub, und nicht ohne Mühe wurde eine Versöhnung herbeigeführt. Nach kurzem Aufenthalt zu Hause fand er sich im November wieder bei der Armee ein. Wir sehen ihn dann unter dem Oberbefehle des dem Kurfürsten verbündeten dänischen Königs Christian V. in Mecklenburg thätig, das Städtchen Ribnitz eroberte der Prinz an demselben Tage, an welchem Wismar in die Hände der Dänen fiel. Während dessen hatte der Große Kurfürst die Obermündungen erobert, und als er im Sommer 1676 wieder aus Berlin, wo er krank gewesen war, sich nach Pommern wandte, stieß auch Friedrich von Homburg in Mecklenburg zu ihm. Bei den nun folgenden Kämpfen zeichnete

sich der Prinz besonders bei der Belagerung Anklams aus und wurde für seine Verdienste vom Kurfürsten mit fünf Gütern belehnt, gewiß zur lebhafteu Genugthuung seiner Gemahlin, welche damals gerade in der Umgebung der Kurfürstin Dorothea im Feldlager weilte. Während dieser Zeit bot sich ihm die Gelegenheit, seinem Schwiegervater behilflich sein zu können, der in Pommern die sog. Ostenschen Güter besaß, aber bei der Kriegsunruhe diesen Besitz nur zu leicht verlieren konnte. Er schützte das Gut vor Contributionen „während der Kriegspressuren“ und obgleich der Herzog selbst einen gewissen Joachim Tsché aus Kurland mit Vollmacht nach Osten schickte, so glaubte der Prinz doch im Interesse seines Schwiegervaters zu handeln, wenn er, als brandenburgischer General, das Gut von sich aus auf 3 Jahre an einen gewissen v. Parzenau verpachtete, „gar keines genusses wegen, sondern Vielmehr Zu Conservation der albereit in Theilung gehenden Güter und zu deren Meliorationen“ und es so in „seinen Schutz“ nahm¹. Nach der Einnahme Stettins, bei welcher er nicht besonders hervortritt, erhielt der Prinz im Frühjahr 1678 einen ehrenvollen Auftrag. Da man nämlich einen Einfall der Schweden von Livland aus ins Herzogthum Preußen befürchtete, so wurden, um dem entgegenzutreten, Truppen dorthin dirigirt. „Nachmalen es sich so fügen müssen,“ lesen wir in einem Briefe des Prinzen an seinen Schwiegervater², „daß Sr. Churfürstl. Gnaden zu Brandenburg sich gemüßigt befunden, Uns nebenst einem unterhaltenden Corps d'Armee nach dem Herzogthumb Preußen marchiren und daselbst über die Milic das völlige Commando Zu laßen, als seind Sr. Churf. Gnaden gnädigen Willen Wir umb so viel lieber gehorsambst nachgekommen, weil wir Die Hoffnung geschöpft, deß Glückes fähig zu werden, Ew. Gnaden in Erwegung wir von den Grenzen Ihres Landes nicht entfernt, zu sehen und aufzuwarten.“ Da es zu dem erwarteten schwedischen Einfalle nicht kam, so konnte der Prinz die Reise nach Kurland ausführen, nachdem er „des Kurfürsten permission“ und außerdem einen Geleitspaß des Königs von Polen erhalten hatte. Freilich handelte es sich nicht nur um einen freundschaftlichen Besuch bei seinen Schwiegereltern, sondern es war ihm zunächst um die Erledigung einer Anzahl geschäftlicher Fragen zu thun, die zum Theil mit dem im August des Jahres 1676 erfolgten Ableben seiner Schwiegermutter zusammenhingen. Ueber die Hinterlassenschaft der Herzogin Louise Charlotte kam auch am 25. Juni in Mitau eine Einigung zu Stande. Sie besagte, daß die 28,216 Floren, welche aus der Erbschaft der verstorbenen Herzogin der Landgräfin Louise Elisabeth zukamen, durch Verpfändung des Gutes Grünhof sichergestellt werden sollten. Für die drei

¹ Cf. der Prinz an Herzog Jacob d. 19. Oct. 1677, d. 15. Mai 1681. Homburg.

² d. d. 14./24. April 1678. Insterburg.

„Höfchen Lapskahn, Bahrenhoff und Kampenhoff“, welche aus dem Nachlasse der Herzogin ebenfalls der Landgräfin gehörten, übernahm Herzog Jacob die jährliche Zahlung einer Pension¹ von 500 Rthl. ad dies vitae. Aber auch über die streitigen „Ehe-, Hochzeit- und Paraphernalgelber“, welche, wie schon bemerkt, nur unregelmäßig gezahlt worden waren, war schon einige Tage früher, am 12./22. Juni, eine „Transaction gepflogen und eingegangen“ worden, welche auch vom Erben des herzoglichen Stuhles, dem Erbprinzen Friedrich Casimir, unterzeichnet und dann am 3. April 1679 noch vom Könige von Polen confirmirt wurde. Wie sich aus den späteren Verhandlungen ergibt, war diese Forderung der Landgräfin durch Eintragung auf die Aemter Rugen und Niederbartau (bei Ribau) sichergestellt worden. Kaum nach Preußen zurückgekehrt, erhielt der Prinz den Auftrag, einen Theil seiner Truppen nach Pommern zu führen, um an der Belagerung Stralsunds theilzunehmen. Wir finden dann auch den Prinzen bei der Festung thätig, bis sie sich am 15. October ergeben mußte. Zwar wissen wir von starken Differenzen zwischen dem Prinzen von Homburg und dem Großen Kurfürsten, welche in diese Zeit fallen, aber als sich der Erstere vom brandenburgischen Heere im Jahre 1679 trennte, that er es im besten Einvernehmen mit Friedrich Wilhelm und nur durch Familienverhältnisse dazu bewogen. Es war ein dauernder Abschied, aus dem Reitergeneral wurde jetzt der Regent eines kleinen Staates.

Wir verstehen, warum der Landgraf aus fremden Diensten schied. In den Briefen an seinen Schwiegervater erwähnt er schon 1678² seinen festen Plan, die Landgrafschaft Homburg von Darmstadt einzulösen und motivirt seine Erinnerungen, der Herzog Jacob möge seine Zahlungen doch prompt liefern, damit, daß er ihm darstellt, er habe auf diese Posten „sein ganzes Facit gemacht“. Als dann die am Advent 1678 fällige Rate von 10,000 Thl. nicht gezahlt wird, da ist er es müde, sich „mit bloßen lehren Brieffen und Versicherungen Unß zu Unserem größten Nachtheil, Schaden und Beschimpfung herumbführen zu lassen“. Er beauftragt seinen Rath Friedrich Wippermann nach Mitau zu gehen und kategorisch die Auslieferung der verpfändeten Güter Rugen und Niederbartau zu fordern, „die possession in beiden Aemtern auch die Reverse an Ghesstadt von denen beamten zu nehmen, und so lange zu Rozzau zu verharren, bis wir Jemand anders verordnet haben, welcher daselbst bleiben und daß alle Intraden treulich abgeliefert werden,

¹ Information, was es vor eine Beschaffenheit mit den 3 Höfgen Lapskahn ic. und versprochenen 5000 Rthl. habe.

² z. B. d. d. Grubenau d. 15./25. November 1678, d. d. Frankfurt d. 22. März 1679, d. d. Weserlingen d. 7./17. Januar 1679.

die obacht haben soll.“¹ Das Manquement seines Schwiegervaters zwingt ihn, Geld auf zwei Monate gegen Lieferung eines Pfandes aufzunehmen, weil, wie er an Herzog Jacob schreibt: „Wir in sicherer Veranlassung auf diese Geldter in einem gewissen Accord wegen Unseres Stammhauses Homburg Unß eingelaßen und davon ohnmöglich, ohne größten Schimpf Und unwiderbringlichen Schaden abgehen können.“ Aber da Wippermann vom Herzoge ziemlich ungeberdig abgefertigt wird, so beschließt der Prinz nochmals persönlich nach Kurland zu reisen. Herzog Jacob suchte seinerseits eine Verständigung, indem er auf die Ostenschen Güter zurückkam und diese seinem Schwiegersohn als Ersatz für die verpfändeten kurländischen Güter anbot. Dieser lehnte jedoch ab und kam mit seinem Rathe Geismar selbst nach Kurland. Herzog Jacob war durch seine Kränklichkeit, welche ihn in den letzten Jahren seiner Regierung vielfach hemmte, verhindert, zu einer Entrevue mit dem Prinzen von Homburg auf eines seiner Güter ihm entgegenzueilen. In Mitau aber fürchtete er ihn zu empfangen, weil die Kriegszeiten und die „benachbarte Schwedische Aufmerksamkeit“ die Anwesenheit des brandenburgischen Generales in der kurlischen Residenz, zumal mit der erforderlichen „Convenablen Escorde“ nicht erwünscht schien. Trotzdem kam der Prinz, der „bei fast geschlossener Friedensruhe“ — es waren die Tage nach dem Frieden von St. Germain en Laye — diese Bedenken nicht theilte, nach Mitau. Leider kennen wir nicht das Resultat dieser Reise und können daher nur muthmaßen, daß es nicht sehr groß gewesen ist, denn die Bitten, die Geldsendungen prompter zu liefern, hören in den nun folgenden Jahren nicht auf. Seit seinem Scheiden aus der Armee widmete sich der Landgraf Friedrich II. von Homburg der Verwaltung seines schönen Ländchens. Das Schloß erstand in dieser Zeit und auch ein neuer Stadttheil, nach der Landgräfin Louise Elisabeth die „Louisenstadt“ benannt, in welchem französische Refugiés angesiedelt wurden, als sie nach Aufhebung des Edictes von Nantes angesichts der bornirten und brutalen Gewissensbedrückung in ihrer Heimath nicht bleiben konnten. Daneben widmete sich der Landgraf der Verwaltung seiner Güter im Brandenburgischen, freilich viel weniger als in früheren Jahren. Mit Kurland wurden die Beziehungen nicht gelöst, und neben den geschäftlichen Veranlassungen finden wir auch andere Gegenstände in den Briefen des Prinzen an seine kurländischen Verwandten berührt. So empfiehlt der Prinz seinem Schwiegervater im J. 1680 einen Gouverneur für dessen überseeische Colonien.

Herzog Jacobs körperliches Befinden wurde in den letzten Jahren seines Lebens immer schlechter. Schon Ende des J. 1680 war er bedenklich

¹ Prinz Friedrich von Homburg an Herzog Jacob, d. d. Wefersingen d. 26. April 1679.

krank. „Er sehe mit Bestürzung S. D. d. H. Vatters zugestößene Unpäßlichkeit. Gott wolle S. L. nach dero gefallen erhalten,“ schreibt der Prinz von Homburg an den Erbprinzen Friedrich Casimir und fügt die Bitte hinzu, er möge, wenn er auf den Thron komme, die homburgischen Forderungen nicht vergessen¹. Rascher, als man es gedacht, in der Neujahrsnacht auf das Jahr 1682 schlossen sich Herzog Jacobs Augen zur ewigen Ruhe. Bei der nun folgenden Erbtheilung kam es zu Differenzen. Herzog Friedrich Casimir stellte sich auf den Standpunkt des väterlichen Testaments, welches besagte, daß die Ehe- und Paraphernalgelder von den ausstehenden Schulden des Herzogs abgetragen werden sollten. Da man in Homburg die Sache anders auffaßte, so kam es zu Verhandlungen, die der Landgraf durch seinen Bevollmächtigten Maximilian von Knigge in Mitau führen ließ. Nachdem dieser am 19./29. October 1682 dem jungen Herzog eine Erklärung überreicht hatte, kam am 9. Nov. eine Punctation zu Stande, welche ihren officiellen Ausdruck in einem Vergleiche fand, der am 14. Nov. in Mitau und am 27. Nov. in Kassel von den Interessenten unterzeichnet wurde. Darnach zahlte Herzog Friedrich Casimir von den schuldigen Ehegeldern sofort 17,000 Rthl., so daß noch 50,000 als schuldig verblieben. Diese sollten in der Weise getilgt werden, daß der Herzog an den Johannisterminen 1683—86 (also 4 Mal) je 1562 Tonnen Leinfaat seiner Tochter leisten sollte, jede Tonne à 8 Rthl. gerechnet, im Ganzen also 6250 Tonnen, im Werthe von 50,000 Rthl. Der Transport sollte auf herzogliche Kosten nach Roscoffe in Frankreich (am Canal) geschehen, wo es der Landgraf durch seine Agenten verkaufen sollte. Die Gefahr des Transports trägt der Herzog, welcher in dem Falle, daß der Seehandel ganz gesperrt und somit die Lieferung von Leinfaat unmöglich sein sollte, sofortige Bezahlung der Ehegelder verspricht. Die Summe von 8623 Rthl., welche der Herzog Jacob von den auf Grünhof aufgetragenen, von der Herzogin Louise Charlotte geerbten Geldern noch schuldig geblieben war, versprach Herzog Friedrich Casimir zu Johannis 1683 zu zahlen. Die von den 3 Höfchen bezogene Pension sollte mit 5000 Rthl. bei Auswechselung der Vergleichsurkunde abgelöst werden und in diese Summe zugleich die Entschädigung für den sechsten Theil der Mobilien des Herzogs Jacob, welche der Landgräfin laut Testament des Vaters zufiel, eingeschlossen sein. Nach Bezahlung aller dieser Summen und Lieferung der Leinfaat sollte der Landgraf eine vom König von Polen als Oberlehnsherrn des Herzogs von Kurland zu confirmirende „Generalquittanz“ ausstellen und seine Ansprüche, auch auf Rugau und Niederbartau, an den Herzog cediren. Da aber der Herzog diese Verpflichtungen nicht

¹ Friedrich von Hessen an Friedrich Casimir d. 25. Januar 1681. Homburg v. d. Höhe.

erfüllen konnte, so kam im Januar 1684 noch eine neue Abmachung zu Stande, in welcher die Landgräfin die ihr vom Herzoge Friedrich Casimir schuldige Summe bis zu Johannis 1685 terminirte und sich dafür das Amt Grünhof mit der Zusicherung, daß keine anderen Schulden darauf gemacht werden sollten, verpfänden ließ; der Hofmarschall Christian Ewald von Kleist, der Verwalter des Gutes, sollte angewiesen werden, ihr die auf 6 pCt. zu berechnenden Zinsen jenes Capitals jährlich auszuzahlen.

Diese Angelegenheit zieht sich noch weit in die 90er Jahre des 17. Jahrhunderts hinein und man gewinnt den Eindruck, daß Landgraf Friedrich besser gefahren wäre, wenn er es gleich dem Landgrafen Karl von Hessen-Kassel, dem Gemahle der jüngsten Tochter Herzog Jacobs, gemacht hätte: dieser war nämlich so klug, im Jahre 1681¹ die ganze Schulforderung, welche er an das Haus Kurland hatte (106,000 Flor. poln.), dem Könige von Dänemark zu cediren und sich somit den peinlichen Auseinandersetzungen mit seinen nächsten Verwandten zu entziehen.

Das Jahr 1686 brachte der Landgräfin Louise Elisabeth den Tod ihres jüngsten Bruders, des Prinzen Alexander von Kurland, der als brandenburgischer Obrist bei der Belagerung Dfens ein frühes Ende fand. Ueber die Frage der Erbschaft des Prinzen entstanden wieder zwischen den Interessenten Mißhelligkeiten, welche eine Mission des Baron Kettler nach Mitau nothwendig machten². Letzterer war noch im J. 1687 in Mitau thätig. Ebenso wurden weitläufige Correspondenzen zwischen dem mitauer und homburger Hofe durch den Umstand bedingt, daß der Sohn des Landgrafen, Prinz Friedrich Jacob, nur schwer in den Besitz der ihm vom Prinzen Alexander testamentarisch vermachten 6000 Rth. gelangen konnte. Noch im J. 1699, als Herzog Friedrich Casimir schon todt war, war diese Angelegenheit nicht geordnet. Mit diesen Mittheilungen brechen wir unsere Erzählung der geschäftlichen Beziehungen des Landgrafen Friedrich zu Kurland ab. Die persönlichen wurden wesentlich gelockert, als am 16. Dec. 1690 die treue Lebensgefährtin des Landgrafen, Louise Elisabeth, nach zwanzigjähriger glücklicher Ehe die Augen zur ewigen Ruhe schloß.

Wie der Landgraf schon kurz nach dem Tode seiner ersten Gattin seine zweite Ehe eingegangen war, so blieb er auch jetzt nicht lange Wittwer. Im Jahre 1692 heirathete er in dritter Ehe Sophie Sibylle, verwittwete Gräfin von Leiningen-Heidesheim, geborene Gräfin Leiningen-Westerburg, welche ihm mehrere Kinder schenkte und auch den noch unerzogenen Kindern

¹ d. 29. März 1681.

² Ueber diese Angelegenheit cf. „Zwei Fürstengestalten des 17. Jahrh.“ II. Aus dem Leben des Prinzen Alexander von Kurland. Mitau, 1891. Verlag von E. Behre.

Louise Elisabeths eine treue Mutter wurde. Als dann die Tage kamen, da es Abend wurde in Landgraf Friedrichs Leben, als er kränklich und hilflos wurde, fand er an Louise Sibylle eine treue Pflegerin seines Alters. Am 24. Januar 1708 endete sein an Mühen und Kämpfen reiches Leben. Mit ihm sank ein Mann in das Grab, der billig darauf Anspruch erheben konnte, in dem Gedächtniß der Nation fortzuleben; denn in der Zahl der militärischen Mitarbeiter des Großen Kurfürsten ist gewiß eine der eigenartigsten der Schwiegersohn Herzog Jacobs, der Landgraf mit dem silbernen Bein.

A. S e r a p h i m.





Erinnerung an die Heimath.

Von Dorothea, Herzogin von Kurland.

(Beilage eines Briefes der Herzogin an den Herrn Woldemar von Ditmar-Femtern,
d. d. Paris, 16. November 1816.)

Am viel grünen Neckarstrande
In der Mandelbäume Schatten,
Fern vom lieben Vaterlande,
Nordmann sitzt auf Blumenmatten.
Und auf leicht bewegten Wellen
Fahren edle Süderfrauen,
So mit Augen, wunderhellen,
Nach dem Blondgelockten schauen;
Doch die Feuerblicke zünden
Flammen nicht in seinem Herzen:
Nach der Heimath dunklen Linden
Schweift das Aug' in Sehnsuchtschmerzen.
Was ihm mag die Fremde bieten,
Herz bleibt ewig bei den Seinen,
Und er muß in Südens Blüthen
Der Grimm'ung Zähren weinen.

* * *

Dies zur Antwort auf die Frage, ob es mir wohl schwer fallen würde, wieder in meine Heimath zurückzukehren.





M i s c e l l e n .

Zu Beginn der 60er Jahre¹ war die „Balt. Monatschrift“ das Hauptorgan der provinzial-politischen Bestrebungen unserer Heimath, und nahezu alle Tagesfragen fanden in ihr eingehende Erörterung. Ihr war es beschieden, kurz vor dem Anbruch einer Periode aufstrebenden baltischen Lebens ihre Wirksamkeit eröffnen und in der Folge an all den segensreichen Neugestaltungen, welche vor 30 Jahren unser Land erstehen sah, Antheil nehmen zu dürfen.

Und in der That, allenthalben regte es sich damals auf wirthschaftlichem, wie auf geistigem Gebiete. Die alte Frohne hatte aufgehört zu existiren (1865), die Freigebung des Rechtes zum Erwerbe von Rittergütern, eine viel umstrittene Frage, war vom livländischen Landtage (März 1866) und in der Folgezeit auch von den Landtagen der Schwesterprovinzen beschlossen worden; die Landgemeindeordnung ward, wenn auch etwas überstürzt, geschaffen (19. Febr. 1866); Stadt und Land hatten damals allen Grund, auf eine unseren Bedürfnissen entsprechende Justizreform hoffen zu dürfen, welche der aus den Vertretern der Provinzialstände und der Universität gebildeten baltischen Justizcommission in Dorpat anvertraut worden war (1863).

Blicken wir auf das Riga jener Tage zurück, so sehen wir mit dem Abbruch der beengenden Festungswälle (1861) neues Leben in die alte Hansestadt einziehen. Seit dem Jahre 1861 war die Reorganisation der Communalverwaltung auf Initiative der Stände Rigas Gegenstand eifrigster Berathung der Bürger. Kurz vorher hatte der Rath im Sinne zeitgemäßer

¹ Vgl. die „Livländischen Frühlingsgedanken“ vom Jahre 1866. „Balt. Mon.“ Bd. 13, S. 260 ff.

Umbildung den Zünften neue Schragen erteilt (7. März 1860, 11. Mai 1860, 5. Juni 1861). In das Jahr 1863 und die erste Hälfte von 1864 fällt die siegreiche Agitation zur Herbeiführung des Eintritts der Literaten in die große Gilde.

Auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft sehen die Bewohner Rigas das jetzt zu einem wirklichen Kunstinstitut gewordene Stadttheater in verjüngter Gestalt emporwachsen, das baltische Polytechnikum (eröffnet am 2. Oct. 1862), das Stadtgymnasium, die communalen statistischen Bureaux (Juni 1866) begründet und erbaut werden.

Die am 12. Nov. 1861 dem Verkehr übergebene Riga-Dünaburger Eisenbahn und die am 25. Juli 1862 fundirte, zwei Jahre später (28. März 1864) eröffnete Börsenbank führten dem Handel neues Leben zu, das 1862 errichtete Gas- und Wasserwerk förderte die Wohlfahrt der Stadtbewohner.

Der kraftvoll erwachte Unternehmungsgeist wandte sich gar der Riesenaufgabe zu, in eigener Landesgrenze die Mittel zum Bau einer Eisenbahn aufzubringen.

Als ein Correlat der geistigen Strömung jener Tage machte sich naturgemäß das Bedürfnis nach erweiterter Publicistik hier wie in den Schwesterprovinzen geltend.

Ein Jahr nach Gründung der „Balt. Monatschrift“ (1859) erschien die „Revalsche Zeitung“, im Jahre darauf vollzog sich die Umgestaltung der „Rigaschen Zeitung“, 1862 wurde die Herausgabe einer „Rig. Handelszeitung“ versucht, welche jedoch ein nur kurzes Dasein fristete. Das folgende Jahr (1863) sah in Dorpat zwei hervorragende Blätter entstehen: das „Dorpaters Tagesblatt“ und die „Baltische Wochenschrift für Landwirthschaft, Gewerbleiß und Handel“. Das erstgenannte Blatt, das beste politische, das die Ostseeprovinzen jemals besaßen, wurde meisterhaft vom Professor Karl Schirren geleitet, und steht heute noch, trotz seiner leider nur kurzen Lebensdauer, in rühmlichstem Angedenken bei all denen, welchen es vergönnt war, sich an den geharnischten Leitartikeln dieser Zeitung zu erfreuen. Die „Balt. Wochenschrift“ hat es nicht nur versucht, ihr Dasein bis zum heutigen Tage fortzuführen, sondern verstanden, ihre Unentbehrlichkeit zu erweisen.

Viele der vor dreißig Jahren genährten Hoffnungen sind unerfüllt geblieben. Die damals in Angriff genommenen Reorganisationen unseres Verfassungslebens, die Justizreform, die Umgestaltung der Communalverwaltung, die Neubelebung der Zünfte sind in ganz andere Bahnen gelenkt oder ganz anders, als man wünschte und hoffte, zum Abschluß gebracht worden. Die Männer aber, welche damals, den verschiedensten Ständen und Berufsarten angehörend, ihren Gedanken, ihrem Wünschen und Wollen gern und freudig Ausdruck verliehen, sie führen die Feder nicht mehr, weil der

Tod die Hand erkalten ließ, weil sie ins ferne Ausland zogen, weil sie des Schreibens müde wurden.

Schauen wir zurück auf den jugendfrohen Optimismus der 60er Jahre und sehen wir uns heute um — so werden wir versucht, die Worte Rückerts, welche den vom Winter überraschten Schwalben gelten, herzusetzen:

„Glücklich sind, die schlafen und die
Sind beglückter, die wandern aus;
Doch die wachen und bleiben hie,
Frieren in Nacht und Wintergraus.“

—n.

Karl Ernst von Baers hundertjähriger Geburtstag.

Am 17. Februar 1892 vollendet sich ein Jahrhundert seit dem Tage, an welchem, fern von den Centren europäischer Wissenschaft, inmitten der nordischen Flächen Estlands ein Mann zur Welt kam, dessen heller und umfassender Geist die Naturforschung in neue Bahnen zu lenken bestimmt war. Mit freudigem Stolze blickt die Heimath auf Karl Ernst von Baer, einen der größten, vielleicht den größten Sohn der baltischen Erde, dessen Thaten den Gebildeten Achtung, den Gebildetsten Ehrfurcht abnöthigen. Unsere tiefe Verehrung für die Männer, welche mit der Fackel der Erkenntniß ihrem unwissenden Geschlechte vorangeleuchtet, gründet sich auf das Bewußtsein, daß diese Männer durch ihr lauterer Streben, die Gesetze des Kosmos zu begreifen, uns dem höchsten Ziele der Menschheit, der inneren Freiheit, entgegenführen. Ein solcher Führer war Karl Ernst v. Baer. Durch die peinlichste Genauigkeit im Einzelnen sich auszeichnend und doch nicht am Kleinen haftend, durch das Mikroskop sein Object untersuchend und doch das offene Auge gegen die Sterne des unendlichen Himmels gerichtet, dachte er, forschte er, schrieb er, verkündigte er der Welt eine neue, die erste Lehre vom Ursprunge des menschlichen Individuums. «Orsus ab ovo hominem homini ostendit.» Indem er sich mit lebendigem Geiste in das Leben der Natur versenkte und dem Walten der Kräfte nachspürte, in deren Bereiche es „weder Kern noch Schale“ giebt, wandten sich seine Blicke auf „das ewig Eine, das sich vielfach offenbart“. Demselben Geiste, der mit sicherem Tritte bis an die Grenzen irdischer Erscheinungswelt wandelte, waren Flügel verliehen, die ihn über diese Welt des Staubes mächtig emporhoben. So führte der kräftige und rastlose Strom des Wissensdranges, der Baers Wesen, wie das jedes großen Forschers, erfüllte, manches Goldkorn echter Religiosität, manche Perlen der Philosophie und Poesie mit sich, welche leicht aus ihrer Hülle gelöst und den Gebildeten zum

Gemeingut werden konnten. Aus einem seiner herrlichen Aufsätze, die sich durch seltene Kraft der Combination auszeichnen, schöpfen wir ein solches Wort, das Baers empfänglichen Sinn für alles allgemein Menschliche widerspiegelt. „Eine vierfache Sehnsucht, die er dem Thiere verweigerte, legte der gütige Schöpfer in die Brust des Menschen zur Beherrschung seiner thierischen Natur: die Sehnsucht nach dem Heiligen, die wir G l a u b e n, die Forderung der Pflicht, die wir G e w i s s e n, die Lust an der Erkenntniß, die wir W i ß b e g i e r d e, und die Freude am Schönen, die wir K u n s t s i n n nennen. — Jene vierfache Sehnsucht, nach der man allein sagen darf, daß der Mensch ein Ebenbild Gottes sei, ist der Magnet, der unsichtbar die Menschheit in ihrer Entwicklung leitet und sie nothwendig in ihrer Gesittung weiter führen muß, denn er zieht sie nach ihren vier ewigen Interessen: der Religion, Tugend, Wissenschaft und Kunst. — Die Vergangenheit lehrt es dem offenen Blicke, und je mehr der heutige Tag im Strome der Zeit zurückgedrängt sein wird, um so allgemeiner, um so lebendiger muß die Ueberzeugung werden, daß die Weltgeschichte nichts ist, als die Entwicklung der ewigen Interessen der Menschheit. Denn die Anlage, die den Menschen vom Thiere unterscheidet, muß auch die Kraft sein, die ihn über das Thier erhoben hat und sie muß ihn noch weiter erheben, wenn sie nicht begrenzt ist. Wie könnte sie aber eine Grenze haben, wenn sie in einem Rufe nach dem Ewigen besteht? — Es ist eine tröstende Erfahrung, daß, wenn nur die Gesittung einen gewissen Grad erreicht hat, alle Verluste, alles Unrecht, alle Greuel ihre Früchte für diese ewigen Interessen tragen. — Religiöse Verfolgung erzeugt religiöse Erhebung, und Jedermann weiß, wie viel ihr das Christenthum in den ersten Jahrhunderten verdankt.“ (Reden, Th. I, S. 115 f. Ausgabe der estländischen Ritterschaft 1864.)

Ein weihewolles Gedenken ziemt dem hundertjährigen Geburtstage dieses Mannes, der als Forscher ein köstliches Besitzthum seiner Wissenschaft, als edler und hochgefinnter Mensch eine Zierde seines Geschlechtes geworden. Wie der 17. Febr. 1892 von gelehrten Körperschaften feierlich begangen werden wird, so darf er auch an uns als Menschen und als Baltten nicht unbeachtet vorübergehen. Als Nachklang an die Bedeutung dieses Tages hoffen wir im folgenden Hefte unseren Lesern einen Rückblick auf Baers Leben und Wirken zu bringen. Abgeschlossen liegt dieses reiche Leben vor uns. Seit mehr als drei Lustren ist Baers sterblicher Theil der Erde zurückgefallen. Aber wie nach Goethes Worten „das Beständige der irdischen Tage uns ewigen Bestand verbürgt“, so wird Baers Thaten eine Dauer innewohnen, die nach gewöhnlichem Zeitmaß nicht zu messen ist. Denn er war aufwärts

gedrungen zu jener inneren Erfassung und Beherrschung der Welt, deren theilhaft, der Große im Reiche der Geister sprechen darf:

„Mich hält kein Band, mich fesselt keine Schranke,
Ich fliege frei durch alle Räume fort,
Mein unermesslich Reich ist der Gedanke,
Und mein geflügelt Werkzeug ist das Wort.“

B. v. S.





B ü c h e r s t u c k.

V. Wittichewsky (Breslau): „Die Zoll- und Handelspolitik Rußlands während der letzten Jahrzehnte.“ Schriften des Vereins für Socialpolitik. XLIX 1. Band. Leipzig. Duncker und Humblot, 1892.

Im Hinblick auf die Verhandlungen des deutschen Reichstages über Handels- und Zollpolitik, welche durch die am 1. Februar 1892 ablaufenden Handelsverträge des deutschen Reiches geboten waren, ließ es sich erwarten, daß die Handelspolitik Deutschlands zum Gegenstande wissenschaftlicher Untersuchungen gemacht werden würde. Solches ist denn auch vielfach geschehen. Alle auf diesem Gebiet erschienenen Flug- und Zeitschriften werden weit überragt von einem umfassenden Werk, welches der allzeit rührige deutsche „Verein für Socialpolitik“ in neuester Zeit edirt hat. Dieses Werk ist betitelt: „Die Handelspolitik der wichtigeren Culturstaaten in den letzten Jahrzehnten“ und behandelt im ersten Bande: „Die Handelspolitik Nordamerikas, Italiens, Oesterreichs, Belgiens, der Niederlande, Dänemarks, Schwedens und Norwegens, Rußlands und der Schweiz in den letzten Jahrzehnten, sowie die deutsche Handelspolitik von 1880 bis 1890“. Wir finden in diesem ersten, umfangreichen Bande (645 S.) eingehende Berichte und Gutachten in deutscher, englischer und französischer Sprache über die Handelspolitik, welche in neun Culturstaaten in den letzten Jahrzehnten maßgebend gewesen ist. Tabellarische Zusammenstellungen, welche die Ergebnisse der deutschen Handelsstatik seit dem J. 1880 zusammenfassen, schließen das Werk.

Uns interessiert das hervorragende Werk, abgesehen von dem sachlichen Inhalt, aus zwei Gründen. Die Anregung zu der Herausgabe des vorliegenden Werkes ist, wie wir der Vorrede entnehmen, von unserem Landsmann Dr. A. Miaszkowski, Professor der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig, ausgegangen. Ferner finden wir in der Reihe der zum Theil rühmlichst bekannten Autoren Valentin Wittichewsky, den ehemaligen

Mitredacteur der „Rigaschen Zeitung“, zur Zeit Mitarbeiter an der „Schlesischen Zeitung“ in Breslau, welcher die Zollpolitik Rußlands einer historisch-kritischen Behandlung unterzogen hat. Die durch den zugemessenen Raum in ihrer Ausdehnung zwar beschränkte Darstellung (85 S.) zeichnet sich nichts desto weniger durch eine gründliche Benützung der verfügbaren literarischen Hilfsmittel aus.

Wir müssen bekennen, daß wir durch die Fülle der officiellen und nicht officiellen Publicationen, welche der Verfasser in seiner Abhandlung verwerthet hat, überrascht worden sind. Weit von der Centrale Rußlands entfernt, muß es wahrlich nicht leicht gewesen sein, dieser umfassenden Literatur habhaft zu werden.

Auf die überaus lehrreiche Untersuchung können wir hier nicht näher eingehen, es sei nur kurz der Inhalt angedeutet.

Eine historische Uebersicht gedenkt im I. Abschnitt zunächst der einflußreichen Thätigkeit des Finanzministers Grafen Cancrin (1823—44), berührt sodann die Tarifrevisionen der Jahre 1844—57, durch welche das System des extremen Protectionismus in vielen Punkten erheblich gemildert wurde. Der Tarif vom Jahre 1857 näherte sich den freihändlerischen Grundsätzen des Westens, ohne jedoch als „freihändlerisch“ im gebräuchlichen Sinne dieses Wortes bezeichnet werden zu können. „Es wurden Concessionen, aber auch Vorbehalte gemacht.“

Die Periode 1857—1868, welche in dem am 1. Januar 1869 in Kraft getretenen Tarife ihren Abschluß fand, endete mit einem weiteren Fortschritt auf freihändlerischen Bahnen. „Das herrschende System des Schutzzolles wurde freilich nicht gewechselt, wohl aber, zum letzten Male, um ein weiteres Stück gemildert.“

Im II. Abschnitt wird eingehend die Entwicklung der Handelspolitik in den siebziger Jahren dargestellt. Die consequente Ausbildung des strengen Schutzzollsystems, welches heute Herrschaft übt, beginnt mit der am 10. Nov. 1876 decretirten Erhebung der Zollgebühren in Gold. Die Maßnahme, welche Rußland seit jenem Zeitpunkt im Verlaufe der letzten fünfzehn Jahre zum Ausbau des Systems nationalen Industrieschutzes nach allen Seiten zu treffen für nutzbringend erachtet hat, bis endlich der Zolltarif vom 1. Juli 1891, der Schlußstein zum Bau einer schier unübersteigbaren Schutzmauer, geschaffen wurde — sie werden alle in ihrer genetischen Entwicklung klar und anschaulich dem Leser vorgeführt. Die Schicksale einzelner wichtiger Artikel im Zollkampf werden besonders beleuchtet. Unsere Leser werden namentlich die Abschnitte: „Die Landwirthschaft im Kampfe mit der Industrie“ und „Der Zoll auf landwirthschaftliche Maschinen und ausländische Düngemittel“ interessieren, da für Liv-, Est- und Kurland als ackerbautreibende

Provinzen mit intensiver Cultur der Kampf der Landwirthschaft mit der Industrie, welcher zu Gunsten der letzteren entschieden worden ist, eine Lebensfrage bedeutet.

Die Schrift Wittschewsky's kann nur warm zum Studium empfohlen werden. Sie ist klar und prägnant geschrieben und dabei sehr objectiv gehalten. Eine fließende Darstellungsweise fügt die trockenen Thatsachen und Zahlen zu einem fesselnden Gesamtbilde zusammen. T . . . n.

Mittheilung der Redaction. Wegen Raummangels konnte eine Erwiderung auf die Hammarstjöld'schen „Beiträge zur Geschichte Livlands unter Karl XI.“ (Baltische Monatschrift“, Jahrg. 1891, November- und Decemberheft), welche uns von sehr geschätzter Seite zugegangen ist, in diesem Heft leider keine Aufnahme mehr finden. Dieselbe gelangt im nächsten Heft zum Abdruck.



Corrigenda:

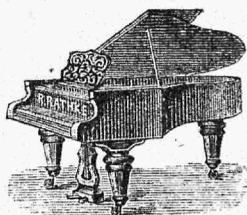
Seite 83 Zeile 7 von oben: lies „Stammesbrüder“ statt „Genossen“.

Herausgeber: R. Weiß.

Für die Redaction verantwortlich:
R. Carlberg.

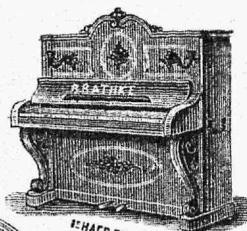
Дозволено цензурою. — Ревель, 25-го Января 1892.

Печатано въ типографіи Наслѣдниковъ Линдфорса въ Ревелѣ.



Die renommirte
Pianoforte-Fabrik,

gegründet 1868,



VON

R. Rathke,

Dorpat — St. Petersburg,

Newskij 16, Ecke Gr. Morskaja,

empfiehlt

Flügel und Pianinos

eigenen Fabrikats nach amerikanischen und anderen Systemen, als: **Steinway, Bechstein** etc. etc., vom **Cabinet-Flügel** zu **500 Rbl.** (2 Arschin 9 Wersch.) bis zum **grössten Concertflügel** zu **1500 Rbl.** (3 Arschin 11 Wersch.), **Pianinos** von **400 Rbl.** (1 Arschin 13 Wersch.) bis **550 Rbl.** (2 Arschin 6¼ Wersch.) ab Fabrik Dorpat, für deren Dauerhaftigkeit garantirt wird. **Im eigenen Magazin in St. Petersburg,** Newskij 16, stehen zu mässigen Preisen zum Verkauf Instrumente eigenen Fabrikats und eine reiche Auswahl von Flügeln, Pianinos und Physharmoniums der bekanntesten ausländischen Fabriken, wie Zeitter & Winkelmann, Construction Steinway in New-York, Legato-System, Patent Kaiser, wie auch Bechstein, Blüthner, Rönisch, Westermayer, Schilling etc.

Anerkennende Urtheile:

von Nicolai Rubinstein, Sophie Menter, Alfred Grünfeld, Ludwig Pabst, Marie Benoit, Rudolph Niemann, Friedr. Brenner, Ernst Knorre etc. etc.

Vertretungen und Niederlagen:

in Moskau bei Gutheil, J. F. Müller, Hrubesch & Zimmermann, in Riga bei C. Loewicke, in Reval bei Alex. Elfenbein, in Kasan bei Künstler, in Kiew bei Kuhe, in Jekaterinoslaw bei Neumann, in Jekaterinenburg bei Ketterer, in Rostow a. D. bei Neumann.

Verkauf unter bequemen Bedingungen.

Auswärtige Bestellungen werden prompt und exact ausgeführt.



Hoflieferant Ihrer Majestäten

des

Kaisers von Russland,
Kaisers von Deutschland,
Kaisers von Oesterreich,
Königs von Dänemark,
Königs von Bayern.



C. M. SCHRÖDER.

Erste russische Pianofortefabrik mit Dampfbetrieb.
Gegründet 1818.



Flügel

von 550 Rbl. an.

Pianos

von 400 Rbl. an.

Preis-Courante auf Verlangen
gratis und franco.

St. Petersburg, Newsky 52.